Thomas Abbts

weyl. Gräfl. Schaumburg-Lippischen Hof- und Regierungsrath

vermischte Werke.

Zweyter Theil

welcher

1) vom Tode fürs Vaterland

2) Fragment der Portugiesischen Geschichte

enthält.

Frankfurt und Leipzig

1783.

Vorbericht

zur ersten Ausgabe (1761.)

Die Zeiten, durch welche unser Leben jezt fortgestossen wird, machen die Gedanken über den angezeigten Gegenstand sehr natürlich, und lassen wenige Leser übrig, die sie nicht näher angehen sollten. Der Verfasser dieser Schrift hat geglaubt, daß sich ein Patriote wol damit beschäftigen dürfe, **den Tod für das Vaterland** auf einer Seite vorzustellen, von welcher ihn ein jeder Preußischer Unterthan betrachten kann — betrachten muß, seine

Grundsätze mögen übrigens beschaffen seyn, wie sie wollen. Um ihn aber als eine Pflicht vorzustellen, muste nothwendig vorher die Verbindlichkeit zur Liebe für das Vaterland dargethan werden; die ungereimt wäre, wenn man nicht erst zeigte, daß wir in gut eingerichteten Monarchien ein Vaterland vor uns sähen. Wenn man es doch aus den Augen verliert, so müssen entweder niedrige Leidenschaften unsre Blicke blos auf uns heften, oder eine gewisse Denkungsart, mit der man noch dazu pralt, uns in die unglückliche Stellung bringen, daß wir ganz darüber wegsehen. Der Verfasser denkt, dieses zu erweisen, und dadurch zugleich dem Einwurfe vorzubeugen, daß er schwärmerische Begriffe, die höchstens in Republiken erträglich wären, unrichtig auf Monarchien anwende. Der schleichende Einwurf wird durch die Folgen einer solchen Liebe

für

für das Vaterland noch mehr entkräftet; durch Folgen, welche die Gegenwart eines Monarchen nicht nur nicht hindert, sondern in einem noch höhern Grade hervorbringt. Sollte es nun schwer seyn, zu zeigen, daß die Aufopferung unsers Lebens, welche das Vaterland zuweilen fordert, durch diese angegebene Triebfeder erleichtert, und auf das sicherste gewirkt werde; ja daß man diese Triebfeder bey mehrern Seelen anbringen könne, als die den Monarchien zugeeignete Ehrbegierde; ohne daß man sich die Thorheit einer Schwärmerey vorzuwerfen habe, wozu die Liebe für das Vaterland nur bey gewissen Umständen herunter sinkt? Dieses ist der Leitfaden, dem der Verfasser in der Ausführung gefolgt ist. Sollte diese Schrift auch nur einige seiner Mitbürger zum Dienst ihres Vaterlandes aufmuntern, und sie, mit edlen patriotischen Ge-

sinnungen erfüllt, zu der Schaar unsrer braven Männer hinreissen: so würde ihr Urheber das beste Glück der Schriftsteller geniessen, zum Nutzen des Staats, darin er lebt, gedacht und geschrieben zu haben. Sie kann nur alsdann ganz überflüßig seyn, wenn alle Unterthanen des Königs schon bereit und willig sind, ihr Leben für Ihn und für den Staat, wenn er es fordert, aufzuopfern. O! wenn ich doch eine vergebene Arbeit unternommen hätte!

Sollte wohl die Stimme des Vaterlandes, die vormals in den Versammlungen der Griechen und Römer so mächtig ertönte, die in den Ohren der Sterbenden schallete, und den gefallenen Patrioten noch in der Todesangst zum Lächeln begeisterte, sollte diese Stimme ihre Stärke unter uns verloren haben, oder sollten wir, des feinern Gefühls ganz beraubt, unfähig seyn, von derselben gerührt zu werden? Wir haben keine öffentlichen Plätze, wo wir uns zu Berathschlagungen versammeln; man findet keine Demosthene, keine Cicerone, die uns auf diese Stimme aufmerksam machen; wir erblicken nur wenige Bildsäulen, die uns die Lehre predigen: **Stirb fürs Vaterland.** Wie? wenn wir ihr noch den einzigen Ort gönneten, wo sie in den Ohren einer großen Anzal von Zuhörern donnern, den schläfrigen Bürger erwecken, und dem für seinen König erwärmten Unterthan ein Feldgeschrey seyn könnte, das ihn zu edeln, wo nicht unsterblichen

Thaten riefe? Sollte wohl ein Diener der Religion sich entweihen, wenn er ein Werkzeug würde, diese Stimme zu verbreiten; und sollte er wohl dadurch sein Amt vernachläßigen, wenn er, nachdem er tausendmal gesagt hat: **Thut Busse;** auch einmal riefe: **Sterbt freudig fürs Vaterland?**

Es giebt Zeitpuncte, da derjenige, der ruhig den Pflug zu führen dachte, das Schwert in die Hand nehmen muß: da der Landmann, der einer zärtlichen Verbindung zueilte, dem Tod entgegen gehen soll: da die Stütze eines alten Vaters zur Hülfe des Vaterlandes herbey gerufen, und einer betagten Mutter der Trost ihres Alters aus zitternden Umarmungen auf blutige Schlachtfelder entrissen wird. Wenn unsere Mütter bey dem Anblicke eines fürs Vaterland erschlagenen Sohnes noch sprächen: **Ich habe ihn dazu geboren:** * wenn unsere Bräute den Liebhaber verachteten,

* Und du hast den Tod deiner Brüder überleben können? sagte eine Spartanische Mutter zu ihrem einzi-

achteten, der bey solcher Gelegenheit den Tod scheuet,* wenn die Väter von einem Sohn, der gegen eine überlegene Macht nichts mehr ausrichten konnte, noch forderten: er hätte sterben sollen;

einzigen noch übriggebliebenen Sohn, der einer Niederlage entgangen war, dabey sein Bruder das Leben eingebüßt hatte. Nach der Schlacht bey Leuctra, deren Ausgang für Sparta so unglücklich gewesen war, giengen die Mütter, deren Söhne im Treffen geblieben waren, frohlockend und mit Blumenkränzen geschmückt, in die Tempel, um den Göttern für das Geschenk so tapfrer Söhne zu danken. Die Mütter hingegen, deren Söhne sich durch die Flucht gerettet hatten, verbargen sich in der tiefsten Trauer und mit einem todten Stillschweigen, in dem Innersten ihrer Häuser; beschämt, Kinder unter ihrem Herzen getragen zu haben, die vor dem Feind hatten fliehen können. Man kennt diese Züge; aber wer betrachtet sie nicht zu wiederholtenmalen gerne, wo man sie ihm auch darstellt!

* Warum waren die Cretenser, die Baeotier und durchgehends die Völker, welche der Liebe am meisten ergeben gewesen sind, die Tapfersten? Darum, weil in diesen Ländern das Frauenzimmer seine Gunstbezeugungen nur den Herzhaftesten ertheilte. de l'Esprit Disc. 3. c. 15.

len; so würde es eine Thorheit seyn, in dergleichen Zeitpuncten neue Aufmunterungen zu erwarten, und eine Beschimpfung, sie zu geben. Allein, wenn eine gewisse Weichlichkeit, eine Vergessenheit dieser grossen Pflicht in der Nation zu herrschen scheint: wenn Frauen ihre Ehemänner bitten, sich, wo es nur möglich, den Gefahren bey dem Dienst zu entziehen: wenn erfochtene **Wunden** nicht mehr so stark als **Diademen** in unsern Augen glänzen, und wenn nicht mehr die Liebe fürs Vaterland, sondern niedrigere Bewegungsgründe zur Erndte des Ruhms und der Unsterblichkeit führen: wenn nun zu einer solchen Zeit auch diejenigen schweigen, die noch die Erlaubnis haben, öffentlich mit dem Volk zu reden

Das schöne Geschlecht bei den Franken, sagt Machiavel, beglückt nur die bravsten Männer mit seiner Zunekgung. Damit sie von den Verdiensten eines Liebhabers und von seiner Zärtlichkeit urtheilen konnten, muste er ihnen erst Proben seiner Tapferkeit geben; er muste Gefangene gemacht, einen gefährlichen Ort erstiegen, den Feind von einem wichtigen Posten verjagt haben. Sie wünschten eher ihren Liebhaber sterben, als fliehen zu sehen.

den*; nicht für das Vaterland das Wort führen, oder es nur gezwungen zu führen scheinen: sollte alsdann nicht jeder unter uns ein Prediger der Tapferkeit werden, und dem andern zurufen: **Das Vaterland hat ein Recht auf dein Leben?**

Erstes

* Wenn ganze Gemeinden über den Verlust ihrer Kinder, Männer, Väter, die zum Kriege geführet werden, niedergeschlagen sind: sollte man nicht vermuthen, daß jeder Prediger sich es angelegen seyn liesse, in solchen Tagen die Sache des Vaterlands recht lebhaft vorzustellen, und seine Zuhörer mit dem Eifer für dasselbe zu erfüllen? Man weiß aber, daß es nicht allenthalben geschehen ist: wenn gleich einige patriotische Prediger diese Pflicht erfüllt haben. In solchen Fällen dient auch die wahre Religion dem Staat, wenn sie, ohne ihrer Wahrheit etwas zu vergeben, mit den Gründen der Offenbarung und der Vernunft, die Befehle der Regierung unterstützt.

Erstes Hauptstück.

Von der Liebe für das Vaterland in Monarchien.

Ich weiß nicht, durch welchen unglücklichen Zufall die Meynung fast durchgängig angenommen ist, daß nur ein Republikaner auf ein **Vaterland** stolz thun könne, und daß es in **Monarchien** nichts weiter als ein bloßer Name, eine leere Einbildung sey. In denen Zeiten, darin die Worte **Monarche** und **Despóte** gleich viel bedeuteten, war es in Absicht der Republikaner wahr, die nothwendig ihr Vaterland verlieren musten, so oft die gewaltsame Geburt vor sich gieng, daß nach den grausamen Schmerzen eines Bürgerkrieges eine Monarchie zum Vorscheine kam. Es war ferner in Absicht der meisten andern Völker wahr, die nicht in Republiken, sondern unter despotischen Regierungen lebten. Die Stimme des Vaterlands kann nicht mehr erschallen, wenn einmal die Luft der Freiheit entzogen ist. Aber, wo

wo man diese Luft noch athmet, ob sie gleich nicht heftig, niemals mit Ungestüm daher rauscht, da muß der Fehler am Gehör liegen, wenn des Vaterlands Stimme nicht gehört wird.

Ich erkläre mich. Die Einrichtung der Monarchien schließt die Liebe zum Vaterland eben so wenig aus, als sie in einer Republik beständig in gleichem Grade vorhanden ist. Es giebt zufällige Umstände, die sie bald zu einer Wärme treiben, dadurch für den Staat die vortreflichsten Früchte gezogen werden; bald so sehr erkälten, daß diese Früchte gar nicht mehr ihre Reife erhalten. So lange eine Republik, in einem engen Bezirk eingeschlossen, denselben durch ihre eigenen Bürger gegen feindliche Anfälle schützen muß: so lange ihr kleines Gebiet noch mit dem Blut ihrer Söhne gedüngt wird: so lange muß dieser Boden die Früchte tragen, die schon so lange Zeit in den Jahrbüchern der Welt aufbewahrt, ihren stärkenden Geruch noch über unsere späten Jahrhunderte verbreiten. Wann diese Republik anfängt,

sich weiter auszudehnen, eine mächtige Nebenbuhlerin zu bekriegen, und dabey ihr ganzes Wohl zu wagen: wann sie noch dazu in die äusserste Bedrängniß kommt; sich bis an die Thore ihrer Hauptstadt eingeschränkt, und auch innerhalb denenselben nicht ganz sicher, sieht: dann wird diese Liebe zum Vaterlande Wunder thun, und zu einer Höhe steigen, die sie in ruhigen Zeiten niemals würde erreicht haben. So keimt der Saame, nachdem das Erdreich durch den Donner erschüttert worden, nur mit desto größrer Pracht hervor, wenn er erst tief in ihrem Schoos Wurzeln geschlagen hat. **Roms** Geschichte in den ersten und mittlern Perioden giebt den Beweis zu diesen Anmerkungen. Wann eben diese Republik zu einer unwiderstehlichen Macht angewachsen, entfernte Königreiche vor sich zu Boden wirft: wann sie ihre Soldaten, mit den Hülfstruppen vereiniget, lange ausserhalb Landes läßt, und diese endlich, durch die Entfernung der Orte und Länge der Jahre, das Bild des Vaterlands nur noch in schwächerem Lichte erblicken, oder wohl gar aus

den

den Augen verlieren: so werden die Soldaten nach und nach sich gewöhnen, ihr eigenes Vaterland als eine Provinz anzusehen, die sie erobern könnten, und nicht mehr als die Gebährerin, zu deren Unterhalt sie andre Provinzen erobern müßten. Dann werden sie Neronen, welche erst ihre Mutter schänden, und sie nachher, weil sie diesen Abscheu nicht mehr vor Augen sehen können, ermorden lassen. Aus dieser Blutschande entspringen Tyranneyen von Republiken. Die Soldaten des Sylla hatten erst lange mit dem Mithridates Krieg geführt, ehe sie Rom mit dem Blute seiner Bürger befleckten, und die Armee des Marius bestand aus einem Haufen von Sklaven und Leuten, die nichts zu verlieren, aber bey dem Umsturz der Republik alles zu hoffen hatten. Cäsars Soldaten musten erst zehen Jahre in Gallien unter ihnen dienen, ehe sie die Vorstellung des Vaterlandes so sehr bey sich vertilgen konnten, daß sie nachher mit dem siegreichen Schwert in dem Eingeweide desselben wühlten. — Aber dieses waren nicht die einzigen Ursachen des

Umsturzes der Römischen Staatsverfassung. Gewiß nicht; allein sollten sie nicht vieles dazu beygetragen haben? Wenn man es nicht läugnen kan: so habe ich alles, was zur Erläuterung meines Satzes nöthig ist.

Ich wende diese Anmerkungen auf **Monarchien** an. So lange sie sich noch nicht alzuweit in ihren Eroberungen ausgebreitet: Mietlinge und Schmeichler, weder den Prinzen noch die Unterthanen von dem zarten Namen des Vaterlandes verwöhnt haben: so lange muß dieser Name *in* denenselben * fast eben so viel, als bey Republikanern

* Ich wage es nicht, eine gänzliche Gleichheit zu setzen. Da die Liebe zum Vaterland, wie unten soll gezeiget werden, eine Leidenschaft ist, deren Wirkungen desto heftiger sind, je mehr Elasticität man ihr hat ertheilen können; so muß sie in Republiken stärker als in Monarchien seyn. Jene besitzen ausgebreitetere und leichtere Mittel, diese Leidenschaft zu einer grossen Höhe zu treiben, als die leztere. Diese Mittel aber sind nichts anders, als Belohnungen, die nur Nacheiferung, nicht Neid; und Bestrafungen, die höchstens Schimpf, nicht

kanern wirken, und sie werden den willigen Gehorsam, den sie ihrem Könige leisten, im Herzen

nicht Mitleiden erwecken. Der Römische Consul Duillius, dem der Rath zur Belohnung seiner geleisteten Dienste das Vorrecht ertheilt hatte, sich des Abends mit Fackeln und unter der Musik von Flöten nach Hause bringen zu lassen, fand sich durch dieses Vorrecht sehr belohnt. Sollte er aber wohl dadurch Neid erweckt haben? Es gab damals in Rom noch keine Hofleute, deren grosser Ehrgeitz auf unendliche Kleinigkeiten gieng. Wenn Cicero die Strafe des Catilina so hätte einrichten können, daß nicht hernach das Mitleiden für ihn rege geworden wäre: so würde er selbst sicherer gewesen seyn. Die Zeiten waren schon zu verderbt. Er näherte sich dadurch einer Monarchie, ohne das Stillschweigen befehlen, oder auch ohne Befehl erwarten zu dürfen. Kurz, die Republiken scheinen auf hohen Felsen angelegt zu seyn, wo die Liebe fürs Vaterland, durch sehr einfache Maschinen mit Gewalt hinauf getrieben, sich alsdenn auch wieder ungestüm ergiesset. Die Monarchien liegen niedriger und nehmen eine grössere Fleche ein; die Leidenschaft darf nicht so hoch getrieben werden. Besondere Umstände aber können ihr eine neue Kraft ertheilen, wie ich anzumerken Gelegenheit haben werde.

zugleich als das Opfer betrachten, das sie dem Vaterlande darbringen.

Einige in den Monarchien nöthige Eintheilungen der Stände sind vielleicht die Ursache gewesen, daß man die Verknüpfung der Bemühungen zum allgemeinen Besten zu sehr aufgelöset hat. Jeder dieser Stände fieng bald an zu glauben, daß er nur auf eine einzige Art das seinige dazu beytragen dürfte. Allein, wenn ein allgemeines Bestes statt findet, (und dieses findet sich bey allen Gesellschaften,) so muß es auch nur eine einzige politische Tugend geben. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, verschwindet der Unterschied zwischen Bauer, Bürger, Soldat und Edelmann. Alles vereinigt sich, und stellt sich unter dem vormals so herrlichen Namen eines **Bürgers** dar. Dann ist jeder Bürger ein Soldat, jeder Soldat ein Bürger, und jeder Edelmann Soldat und Bürger, wie man will. Wie sehr weiche ich nicht von den eingeführten Begriffen ab! Ich gestehe es, aber man muß sich nur an eben den

Standort stellen, wo ich stehe, und man wird sich alsdann sehr leicht mit mir vereinigen. Die Monarchie läßt zuweilen die Bande nach, mit denen sie jeden besondern Stand an sich zieht. Nun scheinen die Stände gleichsam getrennt. Ein besonderer Fall ereignet sich. Sie zieht die Bande stärker an, und alsdann verschwindet aller Unterschied. Man erblicket nicht mehr den Bürger, den Edelmann, den Soldaten besonders. Alles ist Bürger. So stelle ich mir die Monarchie vor, und habe ich nicht Recht zu schliessen, daß darin jeder Unterthan Bürger sey, so wie in der freiesten Republik der Bürger Unterthan ist? Alles ist den Gesetzen unterworfen. Niemand ist frey; jeder ist es nach dem Geist der Staatsverfassung, darin er lebt. Auch die Sonne eines Planetensystems bewegt sich nach ihren Gesetzen, nur daß sie den Kreis nicht beschreibt, den die Planeten durchzulaufen gezwungen sind. Was ist wohl das Vaterland? Man kann nicht immer den Geburtsort allein darunter verstehen. Aber, wenn mich die Geburt oder meine freye Entschliessung

mit einem Staate vereinigen, dessen heilsamen Gesetzen ich mich unterwerfe; Gesetzen, die mir nicht mehr von meiner Freiheit entziehen, als zum Besten des ganzen Staats nöthig ist: alsdann nenne ich diesen Staat mein **Vaterland.** * Wenn diese Gesetze ihre Stärke erhalten, wenn sie mit aller ihrer Kraft wirken: was für einen Unterschied in Absicht meines Wohlstandes merke ich denn

* Je sinnlicher man freylich das Vaterland machen kann, desto stärker wird die Anhänglichkeit dafür seyn. Daher ist die Anmerkung des Herrn von Mont. richtig: Le partage egal des terres faisoit aussi une bonne armée, chacun ayant un egal interêt et trés grand, à defendre sa patrie, und die folgende widerspricht jener keinesweges, wenn man das Vaterland in so engem Verstande nimmt: wenn sie nur nicht so viele Beweise noch in unsern Zeiten für sich hätte! ces sortes des gens (les esclaves et les artisans) n'etoient guéres propres à la guerre: ils etoient laches et deja corrompus par le luxe des villes et souvent par leur art même; outre que comme ils n'avoient point proprement de patrie, et qu'ils jouissoient de leur industrie par tout, il trouvoient peu à perdre ou à conserver. v. Montesq. Considerations sur les causes de la Grandeur des R. et de leur Decandenie c. 3.

denn wohl, sie mögen nun von einem einzigen, oder von allen Gliedern des Staats zusammen genommen, gegeben werden: ihre Ausübung mag einer oder mehrern Händen anvertrauet seyn: die Macht, sie zu geben, und auch in Ausübung zu bringen, mag in einem vereinigt, oder bey verschiedenen zertrennt angetroffen werden? Ich kann mich allezeit eines Vaterlandes erfreuen. Der einzige Unterschied ist dieser: in der einen Staatsverfassung hängen die gefährlichsten Veränderungen derselben nicht von dem Willen eines einzigen ab: aber sie können manchmal von der Schwachheit mehrerer herrühren. Wenn hingegen dieser Wille des einzigen durch gute, durch grosse, Einsichten gelenkt wird: was für ein Glück für mich! Die Macht Gutes zu thun ohne Einschränkung! Die Macht Böses zu thun ohne den Willen!

Es giebt also auch in der Monarchie ein Vaterland. Wir können dieses Vaterland lieben, und wenn wir es lieben können, so folgt auch: daß wir es lieben müssen. Sind wir nicht ver-

bunden unsere Wohlfart zu befördern, sie sicher zu gründen? Und diese Wohlfart ist so genau mit der Wohlfart des Vaterlandes, das heißt, mit der Aufrechthaltung der Gesetze, deren Schutz ich geniesse, verbunden!

„**Wir verändern den Herrn, aber nicht das Joch.**“ Maxime, welche verdienet vom Sklaven ihren Ursprung zu haben, aber nicht werth ist, von den Unterthanen einer wohl eingerichteten Monarchie auf sich angewandt zu werden. Man liebt freylich das Joch nicht; und es kann uns wenig daran gelegen seyn, wer es auflegt, wenn wir einmal unglücklich genug sind, darunter zu seufzen. Aber können wir wohl Gesetze, die zu unserm Besten eingerichtet sind, ein Joch nennen? Können wir wohl den **Mann** hassen, dem die Sorgfalt aufgetragen ist, diese Gesetze aufrecht zu erhalten und in Ausübung zu bringen; ja bey veränderten Umständen ihnen eine neue Form zu geben? Und dieser Mann ist der **Monarche.** Was werden wir wohl daraus schließ-

sen?

sen? Was anders, wenn es nicht dieses ist, daß wir in den Monarchien zugleich die Gesetze und den Vater dererselben, zugleich das Vaterland und den Monarchen lieben müssen, und wenn wir würdige Bürger sind, lieben werden. * In den Monarchien ist eine genaue Verbindung zwischen dem Monarchen und dem Vaterland, davon uns

* Man kann es so wenig für eine Sklaverey ausgeben, wenn man neue Gesetze annehmen muß, daß es vielmehr die Republiken in die Sklaverey gestürzt hat, wenn sie bey veränderten Umständen ihre Gesetze nicht verändert haben. Die vortreflichsten Gesetzgeber haben dieses eingesehen, und Rom hat die traurige Erfahrung davon gemacht. — Aber die Gesetze in der Hand eines einzigen Menschen zu sehen, und sie von seiner Willkühr anzunehmen? — Und was war denn Rom, als Gabinius und Piso das Consulat in Händen hatten? Was war es unter verschiedenen Tribunen, als die Gesetze, die zum Wohl der Bürger gereichen sollten, durch die Ermordung vieler dererselben durchgetrieben wurden, und man nicht mehr ihre Einwilligung durch Beredsamkeit erhielt; sondern ihren Widerspruch durch das gezückte Schwert hinderte? — Nennt man aber dieses die schlechten Zeiten der Republik: so muß man auch bedenken, daß der Einwurf nur auf schlechte Monarchen gehe.

ein Theil immer sichtbar vor Augen schwebt; der andere Theil gibt sich uns blos durch seine Wirkungen zu erkennen. Das Vaterland sagt gleichsam zum Könige: Setze dich zu meiner Rechten. Es verwirft unsere Opfer, wenn wir sie nicht zugleich aus Ergebenheit für seinen Vielgeliebten bringen, und es geht nur alsdann eine unselige Trennung vor, wann der Monarche die Gesetze, darauf er sonst unser Wohl gründete, umstürzt. In der That, findet man denn nicht Beispiele der grösten Liebe für das Vaterland, auch unter Monarchien? Die Römer fochten unter ihren Königen eben so herzhaft als unter ihren Consuln. Der Macedonische Phalanx würde vielleicht Römischen Legionen nicht gewichen seyn. Warum führt man denn diese Beispiele nicht so häufig an, als die Beispiele der Patrioten in Republiken? Warum glänzen sie uns meistens nur aus den Jahrbüchern der letztern so helle entgegen? — weil die Republiken darauf sehen musten, daß ihre braven Männer von der Nachwelt die Belohnung erhalten möchten, die ihnen ganz zu geben

ben ihre Zeltgenossen zu arm waren: weil hingegen in Monarchien die Tapferkeit ihre Belohnung (nach den eingeführten Begriffen) sogleich erhalten, und man also zu den Helden der letztern gleichsam sagen kann: Ihr habt die Vergeltung schon in eurer Welt erhalten; die Nachwelt ist euch so viel nicht mehr schuldig: weil man sich gewöhnt hat, die Bemühungen für das Wohl des Vaterlandes als Bemühungen für den Ruhm des Prinzen in Monarchien zu betrachten: und weil es endlich wohl geschehen kann, daß dieser letztere mehr als das erstere, oder oft gar der eigene Vortheil ein Bewegungsgrund zu rühmlichen Handlungen wird. Wenigstens ist man sehr geneigt, dieses zu vermuthen. Wenn man aber doch glaubt, daß die Erfahrung und die Geschichte den Unterthanen der Monarchien eine starke Liebe fürs Vaterland absprächen: so wird man sich gefallen lassen, mit mir den Grund davon zu untersuchen. Ich denke wenigstens dadurch den übereilten Schluß zu verhindern, daß die Liebe fürs Vaterland in Monarchien gar nicht statt finden könne.

Ich habe schon oben gesagt, daß in Republiken der Eifer fürs Vaterland sich in eben dem Verhältnisse vermindre, wie das Gebiet derselben anwächst. Monarchien aber sind gemeiniglich von grossem Umfang. Wegen der grössern Macht, die sie folglich besitzen, sind sie auch sicherer vor allzuhäufigen Anfällen. Diese Sicherheit erzeugt mehrere Stände in der Gesellschaft, und diese Stände bereiten einander mehr Bequemlichkeit. Die Bequemlichkeit macht nach und nach den Eifer, für das Vaterland den Degen zu führen, schlaff, sie verträgt sich nicht mehr so leicht mit den Beschwerlichkeiten eines Feldzugs. Ein alter Römischer Consul, der mit eigenen Händen den Pflug führte, hatte auf seinem Landgute nicht so viele Gemächlichkeiten, als einer unserer geringsten Landedelleute genießt. Es kostete also dem erstern nicht so viel Ueberwindung sich zu der Armee zu begeben, als es dem letztern vielleicht kosten würde. Daher hat man bald die Nothwendigkeit eingesehen, einen besondern Stand zu errichten, der durch Belohnungen und den ihm an-

gewie-

gewiesenen Unterhalt aufgemuntert, beständig in den Waffen bleiben, und die Vertheidigung des Vaterlandes über sich nehmen könnte. Indem andre durch ihren Fleis sich die Nothwendigkeiten, manchmal auch den Ueberfluß, des Lebens verschafften, sorgte dieser Stand, darum unbekümmert, nur für jener Erhaltung. Nach und nach fiengen die übrigen Bürger an, den Schluß zu machen, daß nur gewisse Glieder des Staats gezwungen, und gleichsam gedungen wären, sich für denselben aufzuopfern, und daß bey den übrigen diese Verbindlichkeit wegfiele. Noch nicht genug: man hatte es zuweilen der freien Wahl eines jeden überlassen, sich diesem besondern, oder einem andern Stande in der Gesellschaft zu widmen. Was brauchte es weiter, um die Meinung einzuführen, daß diese freie Wahl beständig statt finden müßte, und niemand eine eigentliche Verbindlichkeit zu diesem Stande habe? Aus dieser eingebildeten Freiheit folgte, daß ein Befehl, der diese Wahl nothwendig machte, als tyrannisch angesehen wurde. So hält ein Schwärmer das

Verbot, seine ungesunden Einfälle öffentlich auszubreiten, für eine Verfolgung der Wahrheit.

Sieht nicht jeder sogleich die Uebereilung bey diesen Schlüssen? Und doch werden sie noch täglich gemacht. Man seufzt, wenn das Vaterland dem Sohn, den wir ihm, und nicht uns allein erzeugt haben, schon in der Wiege seine Verbindlichkeiten ankündigt. Wie? könnte denn das Vaterland nicht jeden zu seiner Vertheidigung herbey rufen; wenn es gleich nicht jeden herbey rufet? Wenn es aber diese Rechte über uns gleich bey unsrer Geburt erhält: kann man die Regierung wohl tyrannisch nennen, die uns diese Rechte ankündigen läßt? würden denn wohl diese Rechte aufhören, wenn die Regierung uns dieselben verschwiege? O Sparta, die du mit dem trockenen Auge, nur mit der Rührung, welche Tugend beym Anblicke der Tugend empfindet, deine Bürger zu ihren Grabmälern bey Thermopylä * gehen

* Laßt uns auf dieser Erde nochmals das Mittagsmahl einnehmen; auf den Abend werden wir

gehen sahst, zu den Grabmälern, die sie sich mit ihren eigenen Schwertern zubereiteten, auf welchen Haufen erschlagener Perser als Grabsteine aufgethürmet stunden, und der Tod fürs Vaterland die prächtigste Aufschrift war: O Sparta, würdest du nicht einen Bürger aus deinen Mauren verbannet haben, der sich geweigert, nicht geweigert, nur einen Augenblick bedacht hätte, den für das Vaterland gebohrnen Sohn der glänzenden Rolle seiner Streiter einzuverleiben? Du, der ihre Söhne nur deswegen lieb waren, weil sie dich vertheidigen, und die Töchter, weil sie diese Vertheidiger gebähren konnten! — Aber dieses geschahe nur in Republiken — ja; und fällt denn in Monarchien diese Verbindlichkeit weg, wenn ihre Ausübung gleich nicht immer in so strengem Grade gefordert wird; oder verringert etwa die Gegenwart eines Königes diese Pflicht? Laßt uns zufrieden seyn, daß wir in Staaten leben,

wir wohl mit den Unterirdischen speisen, sagte Leonidas zu seinen Mitsoldaten. Man redet nicht also, wenn man nicht seinen Posten als seine Grabstäte betrachtet.

ben, wo nicht jedes Jahr Feinde müssen zurück getrieben werden. Dies ist ein Glück für uns: aber laßt uns deswegen unsere ursprünglichen Verbindlichkeiten nicht läugnen. Nein, diese Gesetze sind für uns noch eben so heilig; Gesetze, die wir um den Thron eines Monarchen nur in desto hellerm Lichte sehen, anstatt daß sie uns sonst gleichsam aus einem Heiligthum diese Pflichten entgegen donnerten. Die Liebe für den Monarchen vermehrt vielmehr die Liebe für das Vaterland, als daß sie dieselbe vermindern sollte. So war den Israeliten das kostbarste, wofür sie stritten, noch immer die Bundeslade, ob sie sich gleich einen König gewählet hatten. Jene nicht zu verlassen, erforderte ihre Pflicht, und diesem zu folgen, ermunterte sie ihre Liebe. Die erstere war das Gut, das sie nicht verlieren durften; der letztere ihr Vergnügen, das sie zu erhalten wünschten. Die Zurückkunft des Königs ohne die Bundeslade, würde sie mit Schrecken erfüllt; die Errettung derselben mit dem Verluste des Königs, würde sie fast untröstbar gemacht haben.

Ich

Ich darf nun, glaube ich, aus dem, was bisher gesagt worden, den Schluß ziehen, daß, wenn in den Monarchien für jeden ein Vaterland zu finden ist; wenn dieses Vaterland unsre Liebe fordert; wenn diese Liebe durch die Gegenwart des Monarchen nicht geschwächt, sondern gestärkt wird: daß man alsdann eben die Wirkungen des Eifers für den Staat in Monarchien erwarten dürfe, die man in Republiken erfahren hat: daß wir aber auch zu allen Folgen dieser Liebe, ohne welche sie nicht bestehen könnte, verbunden seyn. Die Voraussetzungen sind alle erwiesen: ich dürfte also nur diese Wirkungen eine nach der andern durchgehen, ihre Vortreflichkeit in das nöthige Licht setzen, und sogar aus dieser Vortreflichkeit zurückschliessen: daß ihr Nutzen auch ohne die erwiesene Verbindlichkeit schon hinreichte, uns zur Ausübung der so oft genannten Pflicht zu bewegen. Allein, ich will erst noch ein Hinderniß untersuchen, das der Ausübung dieser Pflicht unter uns am stärksten im Wege zu stehen scheint, und das ich bis auf seine geheimsten Zusammensetzungen

aufzudecken hoffe. Dieses Hinderniß ist eine häufig angenommene Denkungsart, daß es lächerlich sey, sich für den Vortheil andrer aufzuopfern; und eine unverzeihliche Thorheit, sein Leben anders, als seines eigenen Vortheils wegen in Gefahr zu setzen.

Zweytes Hauptstück.

Vom Ursprung der Einwürfe gegen die Liebe fürs Vaterland; — Folgen dieser Liebe auch in den Monarchien.

Es ist überhaupt ein fast unersetzlicher Schade, wenn man gute Grundsätze, die ein ganzes Volk zu edlen Handlungen begeisterten, vertilget. *

 Man

* Man darf dieses noch allgemeiner machen. So oft gewisse Dinge, die uns gerührt, und unsre Seele bald mit einem Schauer, bald mit einer weichmüthigen Empfindlichkeit durchzittert haben, lächerlich gemacht werden: so oft wird wenigstens ein Mord an unsern Vergnügungen ausgeübt. Ich rede hier nicht einmal von dem rasenden Kützel, solche Dinge, welche einem ganzen Volke heilig und wirklich, auch heilsam sind, beissend zu verspotten. Dagegen sind andre Betrachtungen vorhanden. Aber wozu soll z. E. der Witz, Heldengedichte zu parodiren? Wegen einigen lustigen Einfällen verlieren wir das Vergnügen zu bewundern. Das Poßierliche erstickt alle ernsthafte Leidenschaften. Was ist wohl rührender, als wenn der Redner, welcher einen Staatsverbrecher vertheidigen soll, in der Hitze des

Man kann diesen Zweck durch zweierlei Mittel erhalten. Entweder diese Grundsätze werden durch Gründe bestritten, oder sie werden lächerlich gemacht. Das erste Mittel wird seinen Endzweck gar nicht, oder nur sehr selten und langsam erreichen. Das andre wirkt mit der Geschwindigkeit eines Gifts in den Adern. Es greift das an, was

des Affects dessen Kinder redend einführt, und sie schluchzend ihres Vaters Leben von einem ganzen Volk erflehen läßt? In dem Lustspiele des Hrn. Racine, *les Plaideurs*, wird dieses parodiert. Ein Advokat läßt junge Hunde für das Leben eines alten Hundes, ihres Vaters, bitten. Man lese einmal diese Stelle; wird man nicht bey der Rückkehr auf die ernsthaften ähnlichen Stellen eine Abnahme der Rührung bey sich spüren? So schön auch Virgil den Aeneas seine Erzählung anfangen läßt: Infandum regina jubes renovare dolorem: so wird uns doch diese Stelle lächerlich, nachdem wir sie so oft aus dem Munde des poßierlichen Barbiers Partridge im Thomas Jones, unrecht angebracht, gehört haben. Ein solcher Verfasser giebt uns einige süsse Sachen zú kosten, die in dem Augenblicke, wann wir sie geniessen, angenehm sind, aber allen Geschmack an dem herrlichen Weine, der uns vorgesetzt ist, verderben.

was in uns das zärtlichste ist, unsre Eitelkeit. Man urtheilt gemeiniglich, daß derjenige, der etwas verlacht, bessere Einsichten haben müsse. Und wer schämt sich nicht, dumm zu seyn? In der That, der Pöbel ist des feinern Gefühls der Schaam über etwas unanständiges nicht beraubt. Man darf sich nur die Mühe geben, es ihm merklich zu machen. Wie lange hat es wohl gewährt, ehe ein Schuster zu Paris, nach dem Muster der Vornehmern, es für eine Schande gehalten hat, zu gestehen, daß er seine Frau liebe? und die Entfernung vom vornehmen bis zum niedern Pöbel ist nicht so groß, als man insgemein glaubt. Ein Maulesel, der mit Goldblech bedeckt ist, denkt wie ein andrer, der eine wollene Decke auf sich liegen hat.

Man hat aber diesen Weg erwählt, weil es im Gegentheil so schwer ist, Grundsätze durch gründliche Widerlegung umzustossen, nach denen man seine Handlungen einzurichten gewohnt ist, und die auch übrigens gute Folgen haben. Wenige

nige Menschen sind fähig, wahre Gründe auf eine richtige Art mit ihren Folgen zu verbinden, und auch zu überdenken; noch wenigere falsche Folgerungen, wenn sie einmal gemacht sind, zu trennen, ohne die Grundsätze selbst umzustossen; und die wenigsten, neue Gründe anzunehmen, und neue Folgerungen daraus zu ziehen. Der Philosoph ist glücklich, der unter einer ganzen Nation zwanzig weise Männer als überwundene Sklaven des Irtums im Tempel der Wahrheit triumphirend aufstellen kann. Und ein witziger Kopf kann wider eingewurzelten Aberglauben mehr durch den Spott, als die ganze Schaar unserer Controversisten mit ihrem schwerfälligen Ernst ausrichten.

Man hat bey einer andern Gelegenheit gesagt, „daß die Menschen sich nicht schämen, lasterhaft, aber wohl, lächerlich zu seyn.“ Diese Anmerkung muß vielleicht noch eingeschränkt werden. Die Schaam setzt allezeit eine Bekanntmachung des Lasters, als Laster, voraus; es mögen nun

dabey

dabey andre, oder wir selbst, unsere Richter seyn. Allein, das Laster kann sich vor andern, und vor unserm eigenen innern Auge verbergen. Zuweilen haben wir das letztere, gleich rasenden Indianern, wohl gar selbst geblendet. Das Lächerliche hingegen bleibt niemals verborgen, sobald die Mode den Ausspruch gethan hat: **Dies ist lächerlich.** Die Larve des Lasters ist so scheuslich gemacht, daß es nur selten Fälle giebt, wo man eine gänzliche Aehnlichkeit mit derselben bey Menschen antrift; und nur wenige Personen sind im Stande, ein richtiges Urtheil davon zu fällen. Das Lächerliche aber wird von der Mode nach ihrer Phantasie entworfen; jeder Dummkopf, so wie jeder kluger Mann, sieht es an, und erblickt es beynahe an jedem Vorbeygehenden. Man könnte es mit den zerschnittenen und perspektivisch zusammengesetzten Gemälden vergleichen, die uns, von den verschiedenen Seiten betrachtet, verschiedene Bilder darstellen.

Ich komme von dieser Ausschweifung zurück, um — vielleicht in einer andern fortzufahren.

Wenn eine Nation aus einer edlen Begeisterung, aus tugendhaften Grundsätzen herausgelacht wird: wie theuer erkauft sie nicht die Hochachtung — einiger Narren! Und weil immer gerade das Gegentheil von dem, was verspottet worden, für schön, für ehrwürdig gehalten wird: so muß sie sich bald gewöhnen, niedrige, schlechte Handlungen, mit dem Gepräge des Edlen, des Erhabenen, zu bezeichnen. Sie verwirft, um sich ansehnlicher zu machen, das, was ihre Vorfahren geschmückt, aber mit Zierrathen geschmückt hatte, die sie der Nachwelt glänzend und doch ehrwürdig darstellten; und erstickt den Saamen, aus welchem so grosse Thaten aufgekeimt waren. Wie sollen wir denn von diesen Leuten reden, die nach der Vernichtung aller, sogar auch der politischen Tugend, das Erhabene von der Höhe, worauf es steht, herunter spotten; alles, was über sie hinaus ragt, für Chimären erklären; und nur sich, als den Mittelpunkt alles übrigen, merklich machen wollen? — „Für das Vaterland sterben? „Lächerlich! Was ist das Vaterland? Ich werde

„be-

„bezahlt, um mich todschiessen zu lassen, und ich „nehme diese Bezahlung an, weil ich sonst kein „andres Mittel weiß, anständig zu leben. Aber „die Chimäre des Vaterlandes macht mich nicht „schwindlich. Wann ein glückliches Faro, oder „eine reiche Heyrath, mich in den Stand setzte, „gemächlich von meinem eigenen Vermögen zu „leben: so würde ich heute meinen Abschied neh„men, und das Vaterland für sich streiten las„sen.“ — O wahrhaftig, so dachten die Römer nicht: und waren die Römer etwa verrückte Köpfe? Waren es Schwärmer, die das Vergnügen des Lebens nicht kannten? Sie kannten es; aber sie kannten auch das Vergnügen — des Todes. Nicht des Todes, der auf dem weichlichen Sopha einen durch Wollüste ausgemergelten Körper vollends starr macht, der bey jedem nähernden Schritte uns stärkere Vorwürfe zuruft, und vor dem man sich nur aus viehischer Dummheit nicht entsetzet: sondern des Todes, der sich in der Vertheidigung des Vaterlandes darbietet, der unsrer Seele, gleich einer Königin, aus dem Gefängnisse

ruft, und sie nicht gleich einer Sklavin darinn erdrosselt; der endlich, wenn ich mich so kühn ausdrücken dürfte, mit dem Blute, das aus unsern Adern quillt, das ächzende Vaterland tränkt, um es wieder aufleben zu lassen. Wo ist denn nun das Lächerliche, das Chimärische? Dieses kann nichts hervorbringen, was einen wirklichen Werth hat; das Ungereimte muß allenthalben durchschimmern. Wenn wir also zeigen können, daß der Tod fürs Vaterland, wenn ihn auch nur wenige Bürger des Staats erlitten haben, in kurzer Zeit den übrigen eine neue und grosse* Denkungsart ertheilen könne: daß diese Denkungsart sich

* Hieher gehöret eine Geschichte, die im vorigen Kriege im Halberstädtischen geschehen ist: Ein siebenzigjähriger Schäfer that in seiner Gemeine stolz, daß er sechs Söhne im Dienste des Königs habe. Als in den letzten Jahren des Kriegs auch der siebende, die letzte Stütze seines Alters, in den Krieg gehen sollte, sagte der Alte zum Officier: „Herr „Hauptmann! sag er mir aufrichtig, brennt es den „König auf die Nägel? Wenns ihn brennt, so „nehme er meinen Sohn, und mich auch dazu. „Brennt es den König aber noch nicht, so lasse er „mir meinen Sohn.“

sich nachher in allen ihren übrigen Handlungen äussern, und dadurch die Nation zu einem glänzenden Muster für die ganze Nachwelt machen werde: so muß wenigstens der Zweifel entstehen: Sollte wol der Tod fürs Vaterland ein so verachtungsvolles Gelächter verdienen? Wenn zu gleicher Zeit der Grad dieser Wirkungen in den Monarchien gezeigt wird; so muß dadurch der Einwurf, daß es wenigstens in Monarchien lächerlich sey, für das Vaterland zu sterben, unterdrückt werden.

Wenn sich endlich der Gegner von einer andern Seite zeigte, und uns entgegen setzte: daß wir wenigstens eine Art von Enthusiasmus zugeben müßten, ohne welchen die Furcht vor dem Tod nicht leicht überwunden werden könne: so dürfen wir nur diesen Enthusiasmus untersuchen, und den Nutzen sowol als die Möglichkeit desselben in Monarchien erweisen.

Dieses

Dieses sind die Materien, die ich noch jede in einem besondern Hauptstücke ausführen werde.

Andere Hindernisse, die nicht ganz von der verkehrten Denkungsart einer Nation, oder des grösten Theils unter derselben abhängen, fordern andre Erleichterungen, und erhalten sie doch auch zum Theil von unserm Hauptgrundsatze — der Liebe fürs Vaterland.

1) Man sagt: unsere Art, Krieg zu führen, macht es schwerer — was denn? zu sterben? — das sollte ich eben nicht denken. Aber das Geschütze, dessen Gefahren der Tapferste so wie der Feigeste ausgesetzt sind ohne Gegenwehr, ohne daß sie sich von einander unterscheiden können! Wahrhaftig der traurige Rückzug des **Antonius**, auf dem er seine bravsten Soldaten verlor, die sehr ofte keine Parther sahen, und doch immer von Parthischen Pfeilen verwundet wurden, beweißt hinreichend, daß auch unter den Alten nicht immer thätige Ta-

pferkeit sich den rühmlichen Tod errungen habe, und daß schon damals diese Ehre ohne Unterschied ausgetheilt worden. Das innre Bewußtseyn der Liebe für seine Pflicht mache den tapfern Mann.

2) Man beklagt sich, daß die grösten, die rühmlichsten Thaten unbekannt bleiben, und in ewige Nacht sehr ofte eingehüllet werden, wenn sie nicht vor den Augen des Monarchen geschehen. Sobald ein Officier bekennen wird, daß er blos um seiner selbst willen tapfer streite: sobald werden wir ihm zugestehen, daß ein solcher Zufall für ihn der empfindlichste unter allen seyn müsse. Das Leben gewagt zu haben, um einen höhern Posten zu erhalten! und doch unbemerkt bleiben — unbelohnt! Es ist freylich traurig genug. Aber sollte der Lebenslauf eines solchen Mannes nicht noch trauriger scheinen, der, wenn er der Wahrheit gemäs geschrieben wird, gemeiniglich so lauten muß: „als Fähnrich stritt er mit dem Muthe eines

Löwen, um General zu werden: als General wich er allen Gefahren aus, um General zu bleiben.

3) Aber welcher grausame Künstler hat dort jenes Gemälde zur Beschämung der menschlichen Natur ausgestellt? — O die Vorwürfe dringen mir durch die Seele! — Eine Menge Verwundeter, die um die aufgerichteten Trophäen von Prag, Leuthen, Zorndorf herumsitzen, demüthig für den Rest ihres Lebens, dessen grössere Hälfte für uns verschwendet worden, Allmosen verlangen, und doch von den meisten zurück gewiesen werden! — Jener Mann dort streckt den noch übrigen Arm, den er nie vergebens für unsere Sicherheit ausgestreckt hatte, vergebens nach einer unsrer kleinen Gaben aus — der nächste an ihm hat sich müde den Tag über gestanden: nicht einmal seine Krücke war für ihn beredt: nun liegt sie neben ihm und er — er wird diesen Abend hungern. — Und wer sind jene vergulde te, nervenlose Figuren

guren dort, die ungerührt vorübergehen, und für das verdienstvolle Elend weder Auge noch Ohr haben? Eckelhaft ist der Anblick, den die Unempfindlichkeit dem Menschen giebt. Wer wollte nicht lieber eine Gabe betteln, als mit einem solchen Gesichte geben können? — Weg mit dem Sclaven! — Aber auch sie, die zärtlichere Hälfte des menschlichen Geschlechts, deren sanftere Blicke für jedes Elend ein sympathetisches Gefühl versprechen, — wie? auch sie rollen zum Theil vorüber in prächtigen Karossen, und die Unglücklichen haben sich zu hüten, daß sie nicht beschädiget werden. — Sollte nicht eine menschenfreundliche Phantasey dem Künstler dieses Gemälde eingegeben haben? — O Schande! Es ist Natur, es ist Wahrheit! Mit diesen meinen Augen habe ich sie gesehen. — — Die Vorwürfe des Künstlers sind gerecht, aber ich hoffe, sie sollen es nicht lange mehr bleiben. O ihr würdigen Bürger des Staates! nicht lange mehr sollt ihr das Schicksal eurer Kameraden beneiden, die an eurer

Seite

Seite das Schlachtfeld mit ihren todten Leichnamen bedeckt haben, deren leztes Röcheln ihr gehöret habet, so wie noch euer Geschrey, das euch der Schmerz abzwang in der Sterbenden Ohren gedrungen ist. Er kömmt, der euch angeführt hat, nicht mehr Kriegsgott, sondern Vater! — Sollte er euch verkennen, euch, die ihr das glorwürdige Zeichen an euch traget, das den wahren Sohn des Vaterlandes glänzend macht? und wenn er euch nicht verkennt: sollte er nicht für euch sorgen? Stützen des Staats, seine Zierde, und sein Ruhm! Sammlet euch in ruhige Wohnungen zusammen und wenn unsere Prinzen euch besuchen (könnten sie sich wol dieses feyerlichen, dieses rührenden Schauspiels entziehen?), dann zeiget zugleich, nachdem ihr sie zu grossen Empfindungen werdet gerührt haben, wie ein tapfrer und weiser und guter Monarch von seinem Volke geliebt werde, und was die Liebe fürs Vaterland würke!

Drittes Hauptstück.

Erste Folge der Liebe für das Vaterland.

Sie ertheilt den Unterthanen des Staats eine grosse und neue Denkungsart.

Wenn ein Vater am Tage der Schlacht sein Leben rühmlich geendigt, und dem Staat sein Beispiel und seine Kinder hinterlassen hat: werden nicht die Kinder dieses Bild immer vor Augen sehen, und dadurch angefeuert werden, die Lorbern an eben dem Orte zu pflücken, wo der würdige Vater sie gebrochen hat, und mit dem damit umwundenen Scheitel in das Grab gesunken ist? Man darf nicht fürchten, daß sie dadurch werden abgeschreckt werden. Der jüngste unter den Deciern ward wenigstens durch die Beispiele seines Vaters und Großvaters nicht abgeschreckt, sich gleich ihnen für das Vaterland aufzuopfern. Sobald die Einbildungskraft dieser

Kinder mit dem Bilde eines heldenmüthigen Vaters angefüllt ist: sobald sie durch den erhabenen Vorgänger aufgemuntert, ähnliche Gelegenheiten sich gewünscht haben: so werden sie ganz gewiß bey ihren Nachkommen eben die Stelle zu vertreten suchen, die ihr Vater für sie so prächtig angefüllt hatte. Wie wird also ihr Betragen seyn? — tapfer unstreitig! Dadurch werden gleichsam die Farben an diesem Familienstück beständig frisch erhalten, und die Zeit selbst bemühet sich vergebens sie zu schwächen. Laßt nur einige Familien dergleichen Gemälde vor sich haben: die ganze Nation muß bald in eine Nacheiferung gerathen, durch welche nothwendig ihre Denkungsart neu und erhaben wird. Sie kann überwunden werden, diese Nation, aber sie bleibt unsterblich. **Theben** ist zerstöhrt, aber durch die Schlacht bey **Leuctra** lebt es noch in unserm Andenken. Auch **Numantia** tritt bey dem Namen eines **Scipio** stolz einher, und zieht, gleich dem Gemälde des **Cato** bey **Cäsars** Triumph, unsre Blicke auf sich. **Porus** und seine Unter-

thanen

thanen theilen mit Alexander uud seiner Armee die Lorbern, mit welcher sich die letztere umkränzt haben. Denn nach einem tapfern Widerstand überwunden werden, heißt nicht seine Grösse verlieren, so wenig ein Riese in seiner Statur kleiner wird, wann er zu Boden fällt.

Man muß sich nicht einbilden, daß eine solche Denkungsart nur für wenige Seelen unter einer ganzen Nation sich schicke. Es ist nicht eine so reine Luft, die nur wenige auf der Höhe athmen können. Wer sich nur einigermassen aus dem Schlamm empor hebt, wird sie ebenfalls einziehen. Und auch der Pöbel hat die Kräfte, wenigstens einige Schritte den Berg hinanzugehen, der zum Tempel der Unsterblichkeit führet. Von den dreyhunderten, die bey Thermopylä als Schlachtopfer für das Vaterland fielen, giengen alle, durch dessen Liebe gedrungen, dahin. Zwar der Name des Leonidas allein ist den Nachkommen bekannt geworden, aber seine Mitsoldaten dachten doch alle gleich groß. Die Rö-

mer, welche sich nach der Schlacht bey **Cannä** wieder versammelten, waren nicht alle **Patrinier**, aber sie brannten alle für ihr Vaterland. Es giebt, wenn ich so sagen dürfte, gewisse Stämpel, die jeder Seele können aufgedrückt werden, wenn sie nur nicht ganz von Koth ist. Sie braucht eben nicht die Polirung zu haben, dadurch der Abdruck glänzend wird. Und wenn es einmal 12000 giebt, die dieses Zeichen an sich tragen: wer wird sich wol so sehr beschimpfen, daß er nicht gleiches Verlangen darnach zeigte? Ja, ich darf vielleicht noch weiter gehen. Diese Denkungsart, wenn sie nur einmal unter den Eingebornen des Staats herrscht: wird sich bald auch den Ausländern mittheilen, die dem Staate mit ihrem Blut und Leben dienen sollen. Sie werden eben so eifrig in der Vertheidigung einer Regierung seyn, die ihnen den Unterhalt giebt, als derjenigen, unter welcher sie das Leben empfangen haben. * Dann werden Jünglinge und Greise den

* Die nähern Mittel anzugeben, durch welche Ausländern, von denen hier die Rede ist, patriotische Gesin-

den Tod fürs Vaterland mit dem gleichgültigen Auge betrachten lernen, das sonst der Philosoph sich alleine und oft zu pralerisch zugeschrieben hat. Niemand wird sich scheuen, eben die Grabschrift auf seinem Denkmale zu sehen, die er auf den Denkmälern der Väter mit Ehrfurcht gelesen hat: **Er starb fürs Vaterland.** Jeder wird ohne Entsetzen an den Posten gehen, der seinen würdigen Voreltern der Posten der Ehre und des Todes geworden ist.

Wenn aber schon die Schatten der Erschlagenen uns auf das Schlachtfeld hinwinken können: was muß nicht der Anblick eines Monarchen wirken, der auf demselben fast mit grösserm Glanz als auf seinem Throne stralt?

Ein Volk betrachtet seinen Monarchen, schon von seiner ersten Kindheit an, als den Prinzen,

Gesinnungen können beygebracht werden, ist von meiner Absicht zu weit entfernt, und würde vielleicht auch zu verwegen seyn. Wer kann sagen, ob nicht ganz überflüßig?

der es beschützen wird; aber auch als ein theures Pfand, welches von der Nation beschützt werden soll. Der Prinz ist eine Quelle von Wohlthaten für die Unterthanen; aber eine Quelle, um die sie Wache halten. Sie wissen, daß er alles für sie, aber ohne sie nichts gegen andre thun kann. Er ist geehrt durch ihren Gehorsam in seinen Provinzen, aber durch ihren Eifer in seinem Dienst wird er verehrt bey den Ausländern. Aller Ruhm, der ihm zufließt, aller Glanz, der ihn umströmt, macht gleichsam eine lichte Himmelsluft um die ganze Nation aus. Es war vielleicht kein Franzose, der nicht damals die Gesandschaften aus Siam sich mitzueignete, und darauf stolz war. Je sinnlicher die Gegenstände sind, die unsre Leidenschaften erregen; je länger sie mitten unter der lodernden Leidenschaft vor unsern Augen bleiben: desto stärker, desto lebhafter wird unsre Empfindung. Die **Römer** trauerten nach der **Pharsalischen** Schlacht um das Vaterland, aber nach der kläglichen Ermordung des **Pompejus** beweinten sie es erst recht über seinen

Leich-

Leichnam.* Welcher patriotische Busen muß nicht klopfen, wenn wir den Mann, nach dem

* Nicht, als ob ich den Pompejus für den Verfechter der Römischen Freyheit halte. Selbst die Römer haben diese Meinung in der Folge der Zeit fahren lassen, und viele Stellen des Cicero entdecken einen frühzeitigen Argwohn darüber. Allein im Anfange wenigstens dachten viele so. Vielleicht haben die meisten Vornehmen von seiner Partey sich und andern ihre Herrschsucht durch diese blendende Ueberredung verbergen wollen. So viel ist gewiß, daß Pompejus gleiche Absichten mit Cäsar, aber nicht gleiches Genie hatte. Ein französischer Dichter sagt: „Pompejus war ein Werk „des Glücks, aber Cäsar war der Werkmeister desselben. Nichts ist richtiger als dieser Contrast. Der erste wurde vom Glück ergriffen, und auf einen hohen Posten gestellt, wo er sich immer furchtsam nach Hülfe umsahe. Cäsar ergreift das Glück, das anfangs vor ihm flieht, und zwingt es, ihm auf allen den Wegen zu folgen, die sein Genie auszeichnete. Die Römer würden also ein härteres Schicksal erfahren haben, wenn Pompejus gesiegt hätte, als nachdem Cäsar die Oberhand behalten hat. Der Grund davon liegt in der Anmerkung, daß ein schwächerer Kopf, mit grosser Gewalt versehen, grausamer ist, als das grössere Genie mit gleicher Gewalt. Die Muthmassungen des Cicero bestätigen auch dieses.

sich unser Jahrhundert nennen, durch welchen es bey der Nachwelt prangen wird, sich täglich dem Vaterland, das er in seiner ganzen ernsten Majestät vorstellt, als ein Opfer darbieten sehen! Fühlen wir denn weniger, als die **Macedonier** für ihren **Alexander** gefühlet haben? Diese alte Soldaten, die unter den Waffen fast unempfindlich geworden sind, weinen bey der Krankheit ihres Königs. Ein Schauer durch die ganze Armee; nicht nur ein Schauer, ein Wehklagen; nicht blos Wehklagen, ein lautes Aechzen! Es ist wahr, Republikaner sind bey dem grösten Bedrängniß ihres Vaterlandes stumm geblieben: denn nicht alle waren so geschwätzig wie **Cicero**: aber **Macedonier** weinen, wenn ihr **König** in Gefahr ist, und weinen Thränen, die der Menschheit, ihnen selbst und der Monarchie Ehre machen. Sklaven weinen nicht, wenn sie einen Tyrannen verlieren, und sicher sind, unter einen andern zu fallen. Ich erinnere mich noch mit dem melancholischen Vergnügen, das unsre Seele bey der Vorstellung einer tragischen Begebenheit überströmt,

strömt, eine ganze Stadt über die falsche Nachricht von dem Unglück ihres Friederichs in Bestürzung, Greise in Thränen, Männer in Angst, und Jünglinge in Wuth gesehen zu haben. Römer würden ins Kapitol geeilt seyn, um sich daselbst unter die Legionen einschreiben zu lassen; hier baten Söhne ihre Väter, sich zur Armee losreissen zu dürfen. O! darf ich wohl hier von meinem Freunde schweigen, der, mit jedem schönen Talent zum Nutzen des Staats in andern Ständen ausgerüstet, eben damals sich der Vertheidigung des Vaterlandes zu weyhen den Entschluß gefaßt, und ihn auch ins Werk gerichtet hat! Deine Freunde sehen dir nach, theurer ***, wünschen dich um sich, und wagen es doch nicht, diesen Wunsch zu vollenden, weil sie eine Römische Tugend verehren. Sie werden dein Bild erkennen, wenn sie dieses Blatt lesen; und andere mögen dich deine Verdienste, nicht die Stimme eines Freundes, bekannt machen.

Viertes Hauptstück.

Zwote Folge der Liebe für das Vaterland.

Sie äussert sich in allen übrigen Handlungen der Unterthanen.

Wenn die Liebe für das Vaterland einmal unter der Nation herrscht: dann hebt sich auch die Seele eines jeden insbesondere zu edlern Gesinnungen empor; So wie der Körper mehr Stärke bekommt, wenn eine vorher unbekannte aber gelinde Hitze alle Nerven durchwärmt. Sie verbreitet nemlich den Grundsatz: **Mache dich als einen Endzweck, aber auch als ein Mittel zum Ganzen vollkommener;** einen Grundsatz, der uns dem Schöpfer gehorsam, und zu Bürgern ganzer Weltgebäude macht.* Wenn wir uns

* Dieses kann bey dem ersten Anblick übertrieben scheinen; aber vielleicht sind dergleichen Vorstellungen nöthig, und wohl gar die einzigen, und manche physi-

uns auf ein Sonnensystem, auf unsern Planeten, auf einen Theil unserer Erde, auf ein Reich, auf eine Provinz, auf eine Stadt, auf eine Familie, auf uns selbst einschränken: wenn wir rings umher nichts wichtig, als nur uns, erblicken: dann zerstören wir die Ordnung des Schöpfers, zerreissen das Ganze, und versetzen seine Theile nach unserm thörigten Eigendünkel. Welten werden zu güldenen Nägeln am Firmamente, und wir nur, oder welches gleich viel ist, Insekten werden groß.

physikalische Unordnungen eines Planeten, eines Sonnensystems zu erklären. Sie tragen dadurch zur Vollkommenheit der ganzen Welt das ihrige bey, und eine solche Ausnahme wird alsdenn unerheblich. Wir fassen freilich solche Grössen nur mit Mühe in unsrer Seele: allein das Wesen, das das Ganze durch ein Wort erschaffen hat, und sein Ganzes mit einem Blick übersiehet, hat unstreitig vom Raume, von der Zeit, und vom Zusammenhang andre Vorstellungen, als wir arme Sterbliche. Dieses ist der Grund von dem Lehr-Gebäude des Herrn Popon in seinem Versuche über den Menschen:

Remember, Man, the universal cause:
Acts not by partial, but by general Laws.

groß. Der Mensch wünscht alles zerstört zu sehen, was ihm in seinem windenden Gange hinderlich wird. Plötzlich erschallt die Stimme des Vaterlandes, einer neuen Circe: aber anstatt uns, gleich der alten, von Menschen herab zu Thieren zu erniedrigen, erhebt sie uns von verächtlichen Geschöpfen zu Wesen einer höhern Art, stellt uns gerade, und läßt uns alles um uns her in seiner wahren Gestalt, und das Ganze in seiner grossen Verbindung erblicken. Wir hatten unser stolzes Ich als das letzte Ziel betrachtet; jezt erkennen wir uns auch als Mittel zu anderer Wohlseyn; wir wollten alle andere blos für uns leben lassen; nunmehr lernen wir auch für andere sterben. Wir werden Stützen des Vaterlandes durch unsern Fall, anstatt demselben durch unsere phlegmatische Lage zur Last zu seyn. **Regulus** wollte **Rom** bey seiner Grösse erhalten, und starb. Er konnte leben bleiben, wenn er sein Vaterland blos als ein Mittel zu seinen Vergnügungen, und diese als seinen höchsten Endzweck betrachtet hätte.

Dieser

Dieser Grundsatz hat den Republikanern ihre grösten Männer durch den Tod entrissen. Allein ihr Geist bleibt immer zehnfältig zurück, weil keiner um seiner selbst willen, sondern alle um des gemeinen Besten willen, sterben. * Haec illa roma-

* Cato und Utica ist der einzige, der unter die grossen Männer von Rom, diese feyerlichen Opfer für das gemeine Beste, gezählet worden ist, ohne doch für dasselbe gestorben zu seyn. Cicero scheint ihn blos deswegen so hoch erhoben zu haben; weil er selbst, nach dem Verlust seines Ansehens in der Republik, gerne den Tod würde erwählt haben; wenn er nur Entschlossenheit genug dazu gehabt hätte. Man muß sich wundern, wie Thaten, die eben nicht groß waren, bey allen Erpressungen, die Cato in den Provinzen ausgeübt, ihm den Namen eines großen und tugendhaften Römers haben erwerben können. Setzt noch hinzu, daß er offenbar aus Privathaß gegen Cäsar, und nicht aus Liebe für die Republik gestorben ist. So prächtig es auch klingt, wenn Cicero sagt: daß Cato einen rechtmäßigen Ruf von einem höhern Wesen erhalten habe, seinen Posten zu verlassen: so ist doch der Grundsatz, worauf dieses gebauet ist, auch in Republiken falsch. Wir müssen nicht den Tod erwählen, weil wir dem Vaterlande nicht mehr nützlich seyn können, sondern weil wir ihm dadurch nützlich

romana pericula atque miracula, sagt Florus. Aber sollte dieser Grundsatz, diese Denkungsart, nicht auf unsere übrigen Handlungen einen Einfluß haben? Sollte der Mann, der bereit ist, für das Wohl seiner Mitbürger, davon ihm die wenigsten bekannt sind, zu sterben, sollte er nicht auch für das Wohl seiner Eltern, seiner Kinder, seiner Freunde, manche Beschwerden, einige Arbeiten, einigen Verlust erdulden wollen? Sollte er nicht einige Gemächlichkeiten gerne entbehren, um seinen Kindern eine gute Erziehung zu geben, der sie sonst vielleicht beraubt seyn müßten? Sollte er nicht, wie Pope, auf ehrgeitzige Absichten, auf angenehme Beförderungen, Verzicht thun, um eine alte und schwächliche Mutter durch seine Gegenwart aufzurichten? Sollte er nicht zuweilen einen Vortheil aus den Augen setzen, um

den

nützlich seyn werden. Wenn man den Cato nur aus Addisons Trauerspiele kennt; so muß er freilich groß scheinen: aber ein Trauerspiel, so wie eine Lobrede, ist niemals eine gute Lebensbeschreibung.

den Nutzen eines Freundes nicht zu hindern? * So erweitert die Seele ihren Horizont, und erhält dadurch mehrere Nachbarn. Die Berge, welche die Eigenliebe aufgeworfen und sich damit umkränzt hatte, werden sinken, wenn wir nur Liebe fürs Vaterland haben.

Und dieser Grundsatz, wodurch kann er wohl besser eingeschärft werden, als durch das Beyspiel des Monarchen, der schon lange keine Ruhe mehr kennet, um seinen Unterthanen Ruhe zu verschaffen? Er ist in der That in der Kette, die seine Unterthanen verbindet, nur das grössere Glied,

* Helvetius hat gezeigt, daß die Rechtschaffenheit beständig auf das gemeine Beste sich beziehe, daß sie aber oft von den kleinern Gesellschaften für Ungerechtigkeit werde ausgeschrien werden, wann sie dieser ihrem besondern Vortheile entgegen ist. Man muß diesen Satz nur nicht zu weit ausdehnen. Es giebt hundert Fälle, wo sich diese verschiedenen Vortheile mit einander vertragen; ja man wird oft von den letztern Bewegungsgründe und Aufmunterungen zu den erstern hernehmen können. Helvetius scheint diese letztere Anmerkung nicht hinlänglich ausgeführt zu haben.

Glied, an das sich mehrere anschmiegen. In den Republiken merken wir keinen grossen Unterschied unter diesen Gelenken. In der Monarchie ist das, was uns der gröste Endzweck zu seyn dünkt, das gröste Mittel. Wir betrachten insgemein die Könige in einer allzugrossen Entfernung. Wolken ziehen sich vor, und wir bemerken die Bewegung nicht mehr, darin sie sind, oder doch seyn sollen. Es ist wahr, ein König hat hundert Bediente, die auf seinen Wink warten; aber er arbeitet für eine Million von Menschen. Seine Tafel ist vielleicht mit allem versorgt, was den Geschmack reitzen kann: aber er sorgt dafür, daß so viele tausende seiner Unterthanen satt werden können. Ja, dürfte man nicht manchmal sagen, daß der Monarche oft warten müste, bis ihm seine Unterthanen erlauben, Ruhe zu geniessen? Wie oft hat nicht der Prinz, der unser Schutz und unser Ruhm ist, die Nacht durchgewacht, wenn wir, durch seine Anstalten gedeckt, in süssem Schlummer lagen? Und warum? damit wir die nächste Nacht eben so ruhig schlafen möchten.

Fünftes

Fünftes Hauptstück.

Dritte Folge der Liebe für das Vaterland.

Sie stellt die Nation als ein verewigtes Muster für andre Nationen auf.

Wenn jeder Unterthan des Staats so edel denkt; so muß diese Nation in kurzer Zeit sich vor andern auszeichnen, und ihren Platz in der Geschichte ohne Widerspruch weit obenan nehmen. * Wir fordern nicht von ihr, daß sie sich des

* Aus der Denkungsart der Römer macht Florus die grosse Anzahl ihrer Siege und die weite Ausbreitung ihrer Herrschaft begreiflich. „Quinam „fuerunt viri, quos ab elephantis primo prælio „(cum Pyrrho commisso) obrutos accipimus? „omnium vulnera in pectore, quidam hostibus „suis immortui, omnium in manibus enses & re„lictæ in vultibus minæ, & in ipsa morte ira vive„bat. - - Qui autem ille senatus fuit? quum per„orante Appio Cæco pulsi cum muneribus suis ab „urbe legati, interroganti regi suo, quid de ho„stium

des Erdbodens bemeistern solle. Die Liebe fürs Vaterland macht uns nicht zu Geisseln des menschlichen Geschlechts, sondern zu tapfern Männern. Ja, ich habe es oben schon gesagt, sie nimmt sogar ab, wenn sich das Gebiet des Staats zu sehr erweitert. In den meisten Herzen verliert sie ihre Festigkeit. Es wird gleichsam zu viel von dem Erdreich, das sie bedeckte, weggeführt, die Wurzeln werden entblößt, sie werden locker; eine rauhe Luft thut ihnen Schaden, und ein unbedachtsamer Schritt kann sie ganz heraus stürzen.

Ohne also Sklaven zu ihren Füssen zu haben, wird diese Nation selbst nicht leicht andern dienen, und indem sie die Liebe fürs Vaterland als das stärkste Dokument zur Erlangung ihres Adels

„ftium fede fentirunt, urbem templum fibi vifum, „Senatum regum effe confeffum faterentur.“ u. s. w. Eben dieses aber muß auch die Unsterblichkeit der Nation zuwege bringen. Man kann den Schluß dazu setzen: Quis ergo miferetur, his moribus, virtute, militia, hunc populum immortalitatis laudem effe confecutum?

Adels aufweiset; wird sie ihn ganz gewiß mit der Einwilligung der ganzen Nachwelt erhalten. Was für Ansprüche haben wol die alten Teutschen auf unsre Achtung? Wir haben ihnen keine Homere, keine Apelles, keine Leusippen zu verdanken. Sie haben keine Denkmale des Geschmacks hinterlassen. Wir durchwandern ihre Provinzen, ohne daß wir Spuren einer zur größten Höhe getriebenen Kunst antreffen, ohne daß wir reizende Gegenden mit den schönen Beschreibungen ihrer Landesdichter vergleichen können. Und doch durchwandern wir ihre Provinzen mit einer geheimen Ehrfurcht. Die Ursache davon ist leicht anzugeben. Wir können fast keinen Schritt thun, wo nicht ein braver Mann liegen sollte, der für sein Vaterland gestorben ist. Die Wälder erwecken ihr Andenken bey uns:

Die Wälder, wo ihr Ruhm noch izt
Um die bemooßten Eichen schwebet;
Wo, als ihr Staal vereint geblizt,
Ihr ehrner Arm gesiegt, und Latium gebebet.
U3.

Wie heilig müssen nicht unsern Nachkommen die Felder von Zorndorf und Kunersdorf seyn! Zitternde Wehmuth und ehrfurchtsvoller Schauer müssen sie durchwandeln, wenn ihr Fuß auf die schon tief eingefallene Grabstätten tritt, unter welchen Epaminonden liegen. Und wenn ich auf dem einsamen Spaziergange, mitten unter dem lärmenden und unachtsamen Pöbel, an deinem Grab, unsterblicher Kleist, an deinem Grabe vorüber gehe: dann müsse ich deine fürs Vaterland empfangene Wunden überzählen, deine Entschliessung, ihm die schon erschöpften Kräfte vollends zu weyhen, fühlend bewundern, und dir den Dank zollen, welchen wir den für unsre Sicherheit sich aufopfernden Patrioten schuldig sind. Wie weit läßt, aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, der sterbende Krieger den unsterblichen Dichter hinter sich! Seine Werke dienen jezt als Lorbern, die er um sein Grab pflanzt: aber wenn dieses Grab nicht den Patrioten entschlösse: würden diese Lorbern wol so schön grünen? *

Auf

* Dichter und Redner haben ihm das gegeben, woran

Auf diese Art erwirbt sich die Nation den Anspruch auf die Unsterblichkeit, wenn grosse Beyspiele durch die Ueberlieferung unversehrt bis auf die Enkel fortgebracht werden. Sie erhebt sich aber auch zum Beyspiel für andre. Wenn das Beyspiel eines einzigen Mannes, aus einer ganzen Geschichte herausgesucht,* uns schon zu edeln

 Ent-

an sie am reichsten sind, und am reichsten seyn sollen, ihr Lob und ihre Empfindungen. Aber was ist ihm nicht eine ganze Nation schuldig? Ich weiß wohl, was Athen würde gethan haben.

* Sogar fremde Beyspiele rühren, erschüttern, gebähren den großen Entschluß. — Hier ist eine Begebenheit, die im vorigen Kriege in Berlin geschehen ist. Wie selten lernt doch das Publikum Heldenseelen kennen, deren Voreltern dem Namen nach unbekannt sind! Ein junger Mensch, dessen Genie zur Mahlerey viel versprach, liest, um die Einbildungskraft mit großen und wahren Bildern anzufüllen, unter andern im Plutarch das Leben des Themistocles. Die Erzälung, daß Themistocles, der von niedrigem Herkommen war, als er gehört, daß Miltiades eine Schlacht gewonnen habe, eine ganze Nacht schlaflos zugebracht, macht ihn — nicht entzückt, sondern — tiefsinnig. Die Einbildungskraft desjenigen Menschen wird zu glühend,

Entschliessungen anfeuern kann: was muß nicht das Beyspiel einer ganzen Nation ausrichten! Sonst rühren uns zwar einzelne Beyspiele stärker; allein, hier ist eine Nation, die ein Beyspiel von der andern fordert, und wenn sie es erhalten hat, bewundert, und wenn sie es bewundert hat, nachzuahmen sucht. Der beste Beweis ihrer Dankbarkeit für dasselbe! Dieses Beyspiel wird, ich darf es sagen, desto glänzender, wenn sich die Nation unter einem **Monarchen** die vorzügliche Tugend der Republikaner erworben hat. Sie tritt alsdann mit ihm in ein gleiches Recht des

glühend, als daß sie ihm in der folgenden Nacht den Schlaf zugestehen sollte. Ein ernster Tiefsinn beherrscht ihn acht Tage lang. Endlich findt sein Lehrer (der berühmte Rode) einen Brief, den der edle Jüngling an ihn geschrieben hat. „Ich fühle „bey mir, daß ich, wie Themistocles, den Ent„schluß fassen kann, für das Vaterland zu sterben: „ich werde Soldat.“ Jauchzet dem Jüngling Bewunderung und Beyfall zu, ihr, die ihr edel denkt; und ihr, denen dieses lächerlich vorkommt, lacht, wenn ihr alleine seyd, damit es niemand sehe und euch verachte.

des unsterblichen Nachruhms. Man nennt niemals Alexander den Grossen, ohne zugleich an seine tapfern Macedonier zu denken. Der König aber erhebt sich nicht auf ihren Schultern, um sich der Nachwelt zu zeigen, indem er sie unbemerkt unter sich stehen läßt; sie ersteigen mit ihm die gleiche Höhe, nur mit dem Unterschiede, daß er an der Spitze eines tapfern Volkes stehet, und sein grosser Name an eines jeden Stirne geschrieben ist. Ueberhaupt beweißt das Beyspiel einer Nation, deren Regierungsart monarchisch ist, noch mehr als das Beyspiel derienigen, deren Verfassung republikanisch ist. Bey beyden beweißt es, daß jeder Unterthan mit seiner Regierungsform zufrieden sey, und sie nicht verändert wünsche. Aber bey der ersten beweißt es auch, daß sie den Verlust ihres Monarchen für schröcklicher als ihren eigenen Tod halte, ja, daß ihr eine Kränkung seines Ruhms oder ungerechte Schwächung seiner Macht unerträglich sey. In den Republiken herrscht diese Gesinnung für die Anführer gar nicht, oder sehr sel-

ten. Man ist entweder mit den obrigkeitlichen Personen schlecht zufrieden, oder, an den beständigen Wechsel gewöhnt, sieht man ihre Veränderung mit gleichgültigen Augen an.

— Aber dagegen opfert man sich in Monarchien für den Ruhm eines einzigen Menschen auf, und dieses ist eben das eigene Unglück, das sie drückt. — Wie oft wird man noch diesen Einwurf wiederholen, ohne ihn zu prüfen? Wie? wenn es die Ehre, die Majestät des Vaterlandes wäre, für welche wir stritten? Der Staat darf nicht allemal mit seiner Vertheidigung so lange zaudern, bis jeder für seine Haut, für das, was ihm am liebsten ist, streitet. Nur bey ganz kleinen Republiken drohet jeder Angriff mit dem äussersten Verderben. Größre Staaten müssen sich schon vertheidigen, wenn auch die innern Provinzen noch in stolzer Ruhe sind. Haben denn die Republikaner niemals die Majestät des Volks vertheidiget, niemals die Beschimpfung ihrer Gesandten, die Kränkung ihrer Ritter, die die Generals

neralpacht der Provinzen übernommen hatten, die Geringschätzung ihrer Flaggen vertheidiget? Und doch glaubten sie in diesen Fällen eben sowol für das Vaterland zu fechten, als wenn sie für ihre eigene unmittelbare Sicherheit stritten. Eine Schwächung des Ansehns zieht immer eine Schwächung des Staats nach sich, und nur derjenige, der das Ganze übersieht, begreift die Nothwendigkeit, schon die erste zu verhindern. Nun kommt es blos auf die Frage an, ob die Ehre des **Monarchen** von der Ehre des **Vaterlandes** getrennet seyn müsse, oder ob beyde zusammen verbunden seyn können? Es ist wahr, der glückliche Erfolg einer Unternehmung bringt immer dem Monarchen den grösten Ruhm. Sind wir denn auf seine Belohnung, auf seine einzige Belohnung neidisch? Soll derjenige, der am meisten dabey wagt, und im Unglück den stärksten Verlust erleidet, nicht den Vorzug der grössesten Ehre geniessen? Und sie wird ihm nicht einmal ganz gegeben. Die Nation nimmt allezeit ihren großen Antheil daran, wie ich schon

gezeigt habe. — Hat man aber nicht schlimme Monarchen gesehen, die auf nichts, als auf ihre besondere Ehre ihr Augenmerk gerichtet haben? — Und hat es denn nicht in Verfall gerathene Republiken gegeben? Aus dem Munde eines Preussischen Unterthanen kann man einen solchen Einwurf nicht erwarten.

Ich verfalle, wie man sieht, auf das Besondere; ich rede von unserm Monarchen. Wollen wir ihn denn allein den Weg zum Tempel der Unsterblichkeit hinnehmen lassen, unterdessen, daß wir am Fuße des Berges ausruhen? Soll dieser grosse Mann allein vor den Augen der Nachwelt dastehen, verlassen von seinen Unterthanen, seine Nation in Dunkelheit gehüllet, Er nur stralend, mit der Würde eines ganzen Volks in sich vereinigt? Soll er zu uns, wie Alexander zu seinen Soldaten, mit einem verächtlichen Blick sagen: „Ihr werdet es jezt erfahren, was eine Armee ohne ihren König vermöge, und wie viel „auf

„auf mich allein ankomme.“ * Oder werden wir gleich Cäsars Soldaten die ruhmwürdige Benennung **seiner Soldaten** allen andern Titeln vorziehen? ** Doch, wir dürfen nicht besorgen, daß sein Name allein durch die Nacht der Zeiten durchdringen werde. Um ihn her glänzen schon die durch seine Muse verewigten Namen eines **Rothenburg**, **Truchseß**, **Golze**, **Bredow**, **Kleist**, — wer kann die glänzenden Namen alle zugleich anführen? *** Und was für ein

* Iam autem scietis, et quantum sine rege valeat exercitus, et quid opis in me vno sit.

Curtius.

** Cäsar, mit seinen Soldaten unzufrieden, redete sie an: Vos Quirites, an statt ihnen die gewöhnliche Benennung: Vos Milites, zu geben. Sie waren so betrübt darüber, die Benennung seiner Mitsoldaten verloren zu haben, daß sie ihm den willigsten Gehorsam versprachen, wenn er sie nur wieder für seine Mitsoldaten erklären wollte.

*** Dignum laude Virum Musa vetat mori:
Coelo Musa beat, sagt Horaz, und dafür
Sehn auf Friedrich die Helden Friedrichs nieder
Bewundernd, mit besorgtem Blick,
Und flehn für ihn und ihre Brüder
Um Leben und um Glück.

Wenn

ein herrliches Verzeichnis wird nicht noch dazu kommen, wenn Schwerin, Winterfeld, — —

sich

Wenn nur Achillen das Glück haben, von Homeren besungen zu werden, und ohne Iliade, nach des Tullius Urtheil, nisi Ilias exstitisset illa, idem tumulus, qui corpus eius contexerat, nomen etiam obruisset, der Haufen Erde, welcher ihre Körper bedeckte, auch ihre Namen würde verschüttet haben: Was für eine Belohnung für den Unterthan, wenn ihn sein König in einem unsterblichen Werk mit sich zu den spätern Jahrhunderten hinunter nimmt! Nicht alle tapfre Thaten erwerben einen unsterblichen Namen. Es gehören gewisse Umstände, gewisse Posten, dazu, damit die Nachwelt sie entweder in der Ferne erblicken, oder wenn sie mit andern zugleich dastehen, leicht von der andern unterscheiden könne. Aber wenn sie ihr durch einen Gesang bekannt gemacht werden, dessen melodischer Ton bis zu ihren Ohren dringen muß: dann sind sie vor der Vergessenheit besser, als durch die aus Marmor verfertigten Denkmäler, bewahrt. Daher suchten Jünglinge unter den alten Teutschen den Tod, damit sie von ihren Barden möchten besungen werden.

And Youths, that died, to be by Poets sung.

Pope.

sich um ihn her drängen werden?* Sollten wir ihnen diesen Ruhm ganz überlassen; nicht ehrgeitzig genug seyn, mit zu dieser Nation gerechnet zu werden? Und es kann nur unter einer einzigen Bedingung geschehen, unter dieser nemlich, dem Vaterlande, oder welches einerley ist, dem Könige brauchbar zu seyn, und wenn er es fordert, für ihn oder für dasselbe zu sterben.

* Man findet hier die großen Namen, Heinrich, Ferdinand, Braunschweig, Anhalt, Würtemberg, Holstein, nirgends; weil Namen, die durch jede neue unsterbliche That dem Gedächtniß neu eingedrückt werden, den Schriftsteller nicht nöthig haben. Sein Stillschweigen zeigt immer den Wunsch an:

- - Serus in coelum redeas,
Diuque laetus intersis.

Horaz.

Sechstes

Sechstes Hauptstück.

Man beweißt, daß die Liebe fürs Vaterland (wenn man nicht den Beistand einer geoffenbarten Religion genießt,) am leichtesten die Furcht vor den Tod bezwinge.

Aber der Tod! — wie? erschreckt uns etwa dieser Tod? Ich werde jezt dieses Schrecken weder durch stoische Spitzfindigkeiten zu bezwingen suchen, die man bey gesunden Tagen mit so vielem Beifall ließt, und in den Stunden der Schwachheit so trostlos findet; bewundert, aber nicht fühlt: noch es mit den Waffen der Christen in die Flucht schlagen, um hier die Scenen zu öffnen, welche für sie mit aller Pracht einer uns unbeschreiblichen Glückseligkeit angefüllet sind.*

Die

* Es ist seit einiger Zeit verdächtig geworden, dergleichen Unterscheidung zu machen. Allein, mir deucht, man kann auf beyden Seiten zu weit gehen.

Die erstern verdienen nicht von einem Philosophen, der die Natur der menschlichen Leidenschaften kennet, wiederholt zu werden, und die andern sind zu erhaben, als daß die schwache Hand des Weltweisen die Vorhänge vor denenselben wegziehen könnte. Wer nicht sagen kann:

— omnem quae nunc obducta tuenti
Mortales hebetat visus tibi et humida circum
Caligat, nubem eripiam:

Virgil.

Der

hen. Alle Religion angreifen, und sich dann damit schützen, daß man nicht als Theologe rede, heißt einen Schleier um seine Absichten werfen, der sie nur zu deutlich durchschimmern läßt. Aber auf der andern Seite fordern, daß jeder, der Bewegungsgründe zu einer gewissen Pflicht vorträgt, auch die Bewegungsgründe aus der christlichen Religion zugleich vorlegen soll, heißt Wissenschaften vermengen, die von einander unterschieden bleiben müssen. Würden wir sonst eine philosophische Sittenlehre haben, die von der christlichen eben am meisten durch den Vortrag ihrer Bewegungsgründe verschieden ist?

Der thut am besten, die Augen gerade auf den Ort hinzuheften, wo die Gefahr ist; nur muß er alsdenn Leidenschaft durch Leidenschaft zu bezwingen wissen. Warum wollen wir den Tod mit kaltem Blute betrachten lassen, um dadurch vielleicht der Furcht eine unmäßige Stärke zu geben? Laßt uns einem Tyrannen einen andern Tyrannen, wenn es ja so seyn muß, entgegen setzen, und einen durch den andern so lange bekämpfen, bis wir unsern Zweck erreichen. Die Leidenschaften sind die Herren der Seele. Gut; = = folglich ist die Seele eine Sklavinn, so lange sie von ihnen beherrscht wird. = = Keinesweges. Besteht dann die Freiheit darinn, keinen Herrn zu haben? Sie besteht darinn, daß wir rechtmäßige Oberherren haben, welche durch ihre Sorgfalt und Gewalt unser Bestes befördern. Und dann werden die Leidenschaften unsre Wohlthäter und Beschützer. Manchmal fängt eine unter denenselben an, willkührlich zu befehlen, und weicht aus ihren Schranken. Man könnte unter einem andern Bilde sagen, sie entferne sich von ihrer ange-

angewiesenen Stelle an dem Hebel, und bringe die Seele dadurch aus dem Gleichgewichte. Laßt uns also auf der andern Seite ein Gegengewicht anbringen, um die Ruhe wieder herzustellen; nicht aber alle Gewichte wegnehmen. * Bey Seelen,

* Wie viel heftige Schulreden wider die Leidenschaften vom Stoiker bis zum Mönchen herunter; in Asien sowol als in Europa! Man hat dagegen zu allen Zeiten ihre Partey genommen; und wie es gemeiniglich zwischen Streitenden zu gehen pflegt, man hat auf beyden Seiten abgeschmackte Sätze behauptet. Wenn der Stoiker von der Sklaverey der Seele redet, darinn sie von den Leidenschaften gehalten wird: so bauet er auf den irrigen Satz, den ich im Text aus einander gesezt habe, alle seine schönen Einfälle. Wir werden so kalt dabey, daß wir fast gar keine Leidenschaft mehr fühlen. Zu unserm Glück schliessen wir kaum das Buch zu; ein neuer Gegenstand erscheint; wir vergessen die Lehren des Stoikers, und finden in uns, was er uns hat abschwatzen wollen — den Menschen. „Ne chicanons point sur les termes," sagt der Verfasser der Sitten, „si par passions on veut entendre les affections vicieuses et immoderées, je „passe condamnation contre elles; qu'on travaille „à les mortifier, et à les éteindre; j'y consens, „on ne sauroit mieux faire. Mais si on les prend

 „dans

Seelen, die nach der gewöhnlichen Art gebildet, oder eigentlicher zu reden, die nicht durch eine gute Erziehung gebildet sind, wird die Furcht vor dem Tode allezeit bleiben. Sie beben vor dem Abgrunde zurück. Wie? wenn wir etwas im Hinterhalte hätten, das sie mit einer noch grössern Gewalt forttriebe? Dann würden wir ja diese Entfernung überwinden, und die Unwilligen dahin treiben, wohin wir sie haben wollen. Ich weiß wohl, daß es privilegirte Seelen giebt, die entweder in dem festen Vertrauen auf die Verheissung der christlichen Religion gestärkt, oder durch die in ihren Ohren schon voraus erschallende

„dans leur principe, ou elles ne sont, que les „saillies innocentes d'un instinct ne avec nous: c'est „l'ouvrage de Dieu, qu'il faut respecter; c'est l' „ouvrage de Dieu, qu'il faut respecter; c'est un „attentat contre sa providence, que de songer à les „détruire, il ne faut qu'en regler l'usage.“ P. I. c. 2. §. 4. Wem der Verfasser der Sitten verdächtig ist; der erinnere sich an die Stelle des *D.* Youngs, darinn er gegen die Quietisten in der Religion eifert. Und wider Youngs Orthodoxie in diesem Stück findet doch wol kein Einwurf statt?

lende Stimme des Nachruhms ermuntert, oder durch eine genaue Abwägung der Vortheile des Lebens und des Todes beruhiget, den sogenannten grossen Schritt mit kaltem Blute thun, oder vielmehr zu thun scheinen. * Denn in der That

F 2 werden

* Es ist unstreitig, daß Cato, der berühmte Cato von Utica, sich erst in eine starke Leidenschaft gesezt hat, ehe er sein Schwert ergriffen, um seinem Leben ein Ende zu machen. Die Leidenschaft, welche ihn am meisten anfeuren konnte, war der gegen Cäsar gefaßte Unwille, und eine kleine Probe davon hatte einer seiner Sklaven noch kurz vorher erfahren. Des Plato Abhandlung, von der Unsterblichkeit der Seele, war nur ein Mittel, die Seele zu verhindern, daß sie nicht ihre Leidenschaft vor der Zeit verzehren sollte. Der Phädon des Plato würde ihn vielleicht bewogen haben, sein Schwert aus der Scheide zu ziehen, aber ich irre mich sehr; oder er würde es wieder eingesteckt haben. Doch der Schmerz, dem von ihm gehaßten Cäsar etwas verdanken zu müssen, bekam wieder die Oberhand. Dieser Schmerz brachte dem Sklaven die Maulschelle und dem Cato die tödtliche Wunde zuwege. Nicht, daß er diesen Unwillen gegen Cäsar wegen der Republik genährt hätte, sondern so lange er Cato war, wollte er nicht,

daß

werden wenigstens die erstern durch eine besondere Leidenschaft dabey angefeuert, und sollte es auch zuweilen sogar die Eitelkeit seyn. Allein, wenn dergleichen Bewegungen, wenn ein solcher Schwung, nicht allen Seelen mitgetheilt werden können: müssen wir dann nicht auf Triebfedern denken, welche, für jede zu bewegende Maschine gleich gut eingerichtet, die gewünschte Würkung hervor-

daß Cäsar das seyn sollte, wozu ihn sein unternehmendes Genie erhoben hatte.

Die Märtyrer der christlichen Religion sind eben sowohl durch eine stärkere Leidenschaft in den Stand gesezt worden, den Tod nicht zu fürchten. Der H. Stephanus ward durch den Anblick des vor ihm geöffneten Himmels entzückt. Es kommt jezt nicht darauf an, ob diese Leidenschaft durch eine höhere Kraft in ihnen erregt worden, oder ob sie blos nach den natürlichen Gesetzen der Einbildungskraft entstanden sey.

Die Beyspiele einiger Nachfolger des Epicurs werden sich entweder durch die auch auf dem Todbette beybehaltene Eitelkeit, oder durch einige im Text angegebene Leidenschaften erklären lassen. Fast durchgehends wird man eine Gemüthsbewegung antreffen, die der Furcht vor dem Tode entgegen gesetzt ist.

hervorbringen; die der Seele eine vorher ungefühlte Kraft ertheilen, und sie, wo nicht den Tod nicht zu fürchten, doch ihm freywillig entgegen zu gehen zwingen?

Ich setze den Grundsatz * des Herrn von Montesquieu hier voraus, den er in seinem unsterblichen Werke: **Der Geist der Gesetze**, mit so vielem Nachdruck einschärft: „Wenn die „Grundsätze der christlichen Religion in jedem „Herzen tief genug eingeprägt wären: so würden sie unstreitig stärker wirken, als die eitle „Ehrbegierde in den Monarchien, die blos mensch„liche Tugenden in den Republiken, und die „knech-

* Hier sind die eigenen Worte des Herrn von Montesquieu: „Les principes du Christianisme bien „gravés dans le cœur seroient infiniment plus forts, „que ce faux honneur des Monarchies, ces ver„tus humaines des republiques et cette crainte „servile des états despotiques.“ Mir deucht, daß diese Worte den Herrn von Montesquieu von einer Seite kennen lehren, von welcher ihn wenige kennen, und noch wenigere kennen wollen.

„knechtische Furcht unter einer despotischen Re„gierung.“ Diesen Grundsatz setze ich voraus, er ist in der Beschaffenheit der christlichen Religion gegründet. Diese Grundsätze sollten stärker wirken, als alle übrigen. Nur ist die Frage: ob sie auch ihre Wirkung bey allen in diesem starken Grade äussern? Wenn sie aber, nach dem Zeugnisse der Erfahrung, nicht in jedem Herzen tief genug eingeprägt sind, wenn es viele giebt, die sie nicht recht kennen; einige, die an ihrer Richtigkeit zweifeln, und vielleicht gar einige, die sie für falsch halten: was soll der Staat alsdann für Triebfedern spielen lassen? denn er fordert auch von diesen Leuten, daß sie ihm würdig dienen sollen. Es ist wahr, diese neue Triebfedern werden immer schwächer seyn. Nichts überwindet die Furcht vor dem Tode mit grösserm Triumph, als die Hoffnung der Freuden des Paradieses. Und wie könnten die Verheißungen der christlichen Religion wol weniger wirken, da sogar die falschen Religionen mit ihren blendenden Versprechungen ihre Anhänger zu dem edelmüthigsten

thigsten Tod entzückt haben? Der Mahometaner, der in der Hitze eines gefährlichen Gefechtes ausgerufen hat: „Meine Kameraden, ich „sehe sie, diese schönen Mädchen mit den schwarzen „zen Augen, achtzig an der Zahl! Wenn eine „davon auf unsrer Erde erschiene, so würden alle „Könige von ihren Thronen herab steigen, um „ihr nachzufolgen. Eine unter ihnen nähert sich; „in einer Hand hält sie ein grünes seidenes Tuch, „und in der andern Hand einen Kelch von Topas. „pas. Sie winkt mir, und sagt: Komm hieher, „her, mein Geliebter! Ich komme, göttliches „Mädchen! ich stürze mich mitten unter die ungläubigen „gläubigen Haufen; ich theile den Tod aus, ich „empfange selbst den tödtlichen Streich, und bin „in diesem Augenblick bey dir!" Dieser Mahometaner ist unstreitig durch die Erwartung seiner paradisischen Freuden zu dem Grade der Tapferkeit erhoben worden, welcher ihm nach einem verzweifelten Widerstande den Tod zuwege gebracht hat. *

* Auch bey den Nordischen Völkern haben die Verheissun-

Wir müssen aber doch immer auf das zurückkommen, was ich erst gesagt habe. Wenn die Erfahrung uns lehrt, daß nicht alle Gemüther diese Wirkung der Religion an sich empfinden: so müssen wir auf andere Mittel denken, wodurch sie die Furcht vor dem Tod überwinden können, auf Mittel, die leicht und allgemein sind. Die Staatskunst sucht blos dasjenige zu bewerkstelligen, was ihre Zwecke befördert. Ihr Zweck ist, gute Bürger zu haben, Bürger, die sich nicht scheuen, zur Vertheidigung des Staats ihr Leben

heissungen ihrer Religionen gleiche Entschliessungen, gleiche Tapferkeit, gewirkt. Einer ihrer Könige ruft auf dem Schlachtfelde aus: „Was für „eine unbekannte Freudigkeit bemächtigt sich mei„ner? Ich sterbe, ich höre die Stimme des Odin; „schon öffnen sich die Pforten seines Pallastes: ich „sehe halb nackende Mädchen heraus kommen, ei„ne blaue Binde erhöhet die blendende Weisse ih„res Busens: sie nähern sich mir, und reichen mir „in dem blutigen Hirnschädel meiner Feinde ein „kostbares Getränke dar.“ Man sieht wohl, was für eine Leidenschaft in diesen Religionen der Furcht vor dem Tod entgegen gesetzt werde.

ben hinzugeben. Wenn ihr die Religion Mittel anbietet, die diese Entschließung hervorbringen; so verwirft sie dieselben niemals; ja sie zieht sie den übrigen, aus angeführten Gründen, vor. Nur in Ermangelung derselben, oder ihrer gemein genug ausgebreiteten Wirkung, beschäftigt sie sich mit Erfindung neuer Mittel. Dieses ist der vorausgesetzte Fall; und könnte sie wol ein bequemeres finden, als die Liebe für das Vaterland? Die Liebe für den König? Warum sollte man nicht auch von dieser Liebe sagen können: Sie ist stärker als der Tod? Der Tod setzt uns dasjenige entgegen, was wir nicht kennen, und eben deswegen desto mehr fürchten. Alles, wohin weder unser Auge, noch unsre Gedanken durchdringen können: alle Gegenden, die wir noch nicht durchwandert haben, erschrecken uns. Die Furcht setzt alle Nerven in zitternde Bewegung. Die Liebe fürs Vaterland wird diese Bewegung nicht hemmen, sondern nur auf eine andere Art einrichten. Die Furcht vor dem Tode entsteht daher, weil wir ihn als ein Uebel

betrachten. Er kann aber nur auf eine doppelte Art ein Uebel für uns seyn. Entweder weil er uns das noch gehoffte Vergnügen entzieht, oder weil er uns neuem Misvergnügen aussezt, das sonst noch von uns entfernt geblieben wäre. Die Liebe für das Vaterland überzeugt uns, daß kein Vergnügen gegen das Vergnügen, ihm gedient zu haben, erheblich sey; und daß ein solcher Tod zu der Stimme unsers Vergnügens mehr hinzusetze, als wir durch ein längeres Leben jemals würden erhalten haben. Diese Betrachtung wird die Seele von innen mit so grosser Heiterkeit anfüllen, daß die finstern Schrecken der Einbildungskraft verschwinden. Man wird den Tod suchen, um sein Vergnügen vollständig zu machen, den man erst als den Räuber desselben flohe.*

Man-

* Wann man den Tod als ein Uebel betrachtet, in so ferne er uns neuen und größern Mißvergnügen nähert: so muß man die Gründe dagegen von der Religion hernehmen, das heißt von allem dem, was

Mancher denkt vielleicht, daß eben diese Liebe fürs Vaterland uns abhalten werde, unser Leben aufzuopfern. „Wer wird sich wol, könnte „man fragen, eines Gutes berauben, das er so „hoch schätzet?“ Allein, man hat vergessen, daß die Liebe fürs Vaterland der eigennützigen Liebe gerade entgegen gesetzt ist. Ich liebe die Einrichtung des Staats, weil ich darinn Schutz und Freiheit geniesse; ich liebe sie aber auch, weil andre sie geniessen. Wenn niemand sich den

was sie rathet, um diese Folgen abzuwenden. Dieses aber reicht über die Kräfte der Staatskunst hinaus. Sie kann nur noch versichern, daß der Tod des Patrioten tugendhaft sey, und daß er folglich Belohnung dafür erwarten dürfe. Hierin bestand eben das große Uebergewicht einiger Religionen. Sie verbanden mit dem Tode des Kriegers unmittelbar alle die Belohnungen, welche die ganze Einbildungskraft anfüllten, und der Furcht nicht eine kalte Ueberlegung, sondern lodernde Leidenschaften entgegen setzten. Sich in die Schwerder der Feinde zu stürzen, und die versprochene Belohnung geniessen, waren zwo Empfindungen, die nach ihrer Ueberzeugung unmittelbar auf einander folgten.

den Anfällen eines Feindes dieser Staatsverfassung widersetzt: so werden die Vortheile derselben für mich und für andre verlohren gehen. Ich suche sie also zu erhalten. Für mich allein? nein, auch für meine Mitbürger. Aber warum soll ich sie verfechten? Laß andre den Degen in die Hand nehmen. Wie? wenn alle eben so sprächen, oder haben sie nicht gleiches Recht dazu? Ich erkenne meine Verbindlichkeit. Genug für mich. Ich sehe nichts als mein Vaterland, ich habe nicht Zeit, die eingebildeten Schrecken des Todes anzusehen. Ich wage mein Leben: ich empfange die tödtliche Wunde, die mir mein Leben und das Vaterland entzieht, aber es steht noch für andre. So dachte ohne Zweifel **Epaminondas**, als er den Pfeil nicht eher aus seiner Wunde ziehen wollte, bis er die Gewißheit erhalten, daß **Theben** gesiegt hätte. Doch diese Liebe muß nicht nur durch Ueberlegung die Furcht vor dem Tode bekämpfen; sie muß bis zur Leidenschaft anwachsen, um sie glücklich zu bekämpfen; und sie wird

in

in den Monarchien bald eine Leidenschaft. Hier sehe ich nicht nur mein Vaterland vor mir, ich sehe auch meinen König. Sein Anblick ist beredter, als Demosthene, und erregt die Leidenschaften heftiger. Mit der Blutfahne in der Hand geht er vor seinem Heere dem Feinde entgegen. Die Gefahren umzingeln ihn; jedes tödtliche Bley, das neben ihm niederfällt, schlägt den Gedanken meiner eigenen Gefahr aus mir heraus. Ich sehe auf sein Leben, und vergesse darüber, daß das meinige vielleicht den nächsten Augenblick mir entrissen wird. Eine Furcht bekämpft jezt die andere, die Furcht, ihn zu verlieren, und die Furcht, meinen Tod zu finden. Meine Eigenliebe weicht meiner Einbildungskraft. Die Erinnerung, oder gleichsam das Gefühl, daß er sich für mich, für meine Familie, für meine Provinz, dieser Gefahr aussezte, flammet meine übrigen Leidenschaften an, und treibt mich in die dickesten Haufen der Feinde.

Aus dieser Denkungsart, aus dieser Leidenschaft, die allezeit unter einem guten, einem tapfern

pfern Monarchen entstehen muß, rührt es her, daß die Soldaten Alexanders, wenn sie sein Leben in Gefahr sehen, mit einer Wuth fechten, welche kaum bey Republikanern angetroffen wird; daß Clytus hervorreitet, um ihm in der Schlacht am Granicus das Leben zu retten; daß Peucestas in die Stadt der Oxydracer dringt, um seinen daselbst fechtenden, und schon unterliegenden König zu unterstützen; daß er ihn, selbst schon halb ohnmächtig, mit seinem Schilde deckt, und die Feinde abhält; daß die Soldaten mit einer Raserey in die Stadt stürzen, der nichts widerstehen kann.

Ich muß noch zeigen, daß diese Liebe die bequemste Triebfeder sey, um in mehrern Seelen die der Furcht entgegenstehende Leidenschaft hervorzubringen.

Sieben=

Siebentes Hauptstück.

Ob diese Leidenschaft in den Monarchien mit der Ehrbegierde könne, ja müsse, verbunden werden?

Ein jeder Staat muß gewisse Triebfedern haben, welche die politische Maschine im Gang erhalten, und der berühmte **Präsident von Montesquieu** hat für die Monarchien die Triebfeder der Ehre festgesetzt. Wer weiß, ob er sich nicht zu sehr auf **Frankreich** bey diesem Staatsgrundsatz eingeschränkt hat? Mir deucht er nur zum Theil richtig. Man kann nicht läugnen, daß bey einem grossen Theil der Nation diese Triebfeder nichts mehr ausrichten werde. Und wenn dieses wahr ist; so muß eine neue angebracht werden. Denn eine Maschine, die man immer mit den Händen angreifen und fortstoßen muß, ist in elenden Umständen. Wer sind wol in der Monarchie diejenigen,

gen, die am meisten durch die Ehre getrieben werden? Diese unstreitig, welche einen vornehmen Posten bekleiden, welche nahe um den Monarchen sind, oder deren Familien wenigstens schon näher um den Thron stehen. Leute, die unter dem grossen Haufen versteckt leben, unbemerkt fechten, und Schande verbergen können, bey denen folglich die Erhaltung ihres Lebens und ihre besondere Gemächlichkeit ein grosses Gegengewicht für diese Ehre ausmachen, werden weniger davon gerührt. Ein Soldat, der sich schämen würde, ein Schimpfwort ungerächt zu lassen, wird sich nicht schämen, mit einem ganzen **Bataillon** zu fliehen, weil alsdann seine Ehre gleichsam durch die übrigen gedeckt ist. So geht es auch mit einem Regimente. Alleine die Flucht zu ergreifen, wenn alle andere noch fechten, würde ihm eben so schimpflich seyn, als es dem Menschen seyn müßte, der in Gesellschaft mit drey oder vier andern bey einem Anfalle seine Kameraden feiger Weise verliesse. Aber wenn schon mehrere das Gewehr wegwerfen:

werfen: so wird die Ehre nicht mehr zurück halten. Bey den Grossen des Staats ist hierin eine Ausnahme. Sie bleiben immer auch unter dem grossen Haufen bemerkt, und die Ehre muß folglich für sie beständig ein Sporn, ein Antrieb, seyn. Man darf nur die Begriffe aus einander setzen, um sich davon vollends zu überzeugen. Wann die Ehre für uns ein Bewegungsgrund zu Handlungen wird: so nehmen wir diesen Bewegungsgrund von dem Urtheil andrer her. Diese müssen sogleich im Stande seyn, von unserer Handlung zu urtheilen. Wir sammeln diese Urtheile entweder einzeln, oder wir erhalten sie durch die Erklärung eines einzigen, dem diese Erklärung aufgetragen ist, und sie besteht in Monarchien gemeiniglich in der Ernennung zu einem höhern Range. Aber, um eine Begierde darnach bey uns zu erwecken, ist es nöthig, daß wir uns dieses Urtheil und die damit verknüpften Folgen als eine Glückseeligkeit vorstellen. Weil diese Vorstellung von unserer Erziehung und überhaupt von den Eindrücken

 abhängt,

abhängt, die verschiedene Gegenstände in unserer frühesten Jugend auf uns gemacht haben: so folgt nothwendig, daß nicht alle diese Ehre als eine Glückseligkeit betrachten, und eben deswegen nicht alle diese Ehre begehren. Da nichts destoweniger die Monarchien eine grössere Menge von Mitteln in der Hand haben, diese Ehre zu ertheilen, oder dieses Urtheil durch einen gewissen Vorrang bekannt zu machen, als die Republiken: so kann freilich die Vorstellung der Glückseligkeit, folglich die Begierde nach Ehre bey mehrern erregt werden. Bey dem allen bleibt es doch gewiß, daß immer eine grössere Anzahl von Unterthanen, die von den Folgen der Ehre ausgeschlossen ist, diesen Trieb bey sich nicht empfinden muß. Nur noch eine kleine Anwendung dieser Begriffe auf das vorhergehende. Ich habe gesagt, daß die Vornehmen des Staats oder eigentlicher, der Adel, am stärksten durch diese Ehre getrieben werden. Der Grund davon liegt jezt klar vor Augen. Sie können auf die Folgen desselben eher Anspruch

spruch machen, und sie wird ihnen beständig als eine Glückseligkeit vorgestellt, weil ihre Ahnen sie genossen haben, und weil sie ihre Ahnen für sehr glückliche Leute halten. Man sieht bald, daß bey den meisten, die in der untersten Klasse des Staates stehen, alles dieses wegfallen müsse. Auf der andern Seite folgt aus meinen Begriffen, daß viele, die im niedrigsten Stande gebohren sind, sehr stark durch die Ehre können getrieben werden; und hingegen andre, die durch ihre Geburt den nächsten Anspruch auf ihre Folgen haben, den Trieb der Ehre gar nicht fühlen. Es kommt nemlich alles auf die ersten und stärksten Eindrücke an, die wir erhalten. Uebrigens können auch in der Monarchie diese Eindrücke vermehrt werden, wenn nicht blos der Adel die Anwartschaft auf die Ehrenstellen des Staats hat. Wenn ich nun zeige, daß die Liebe fürs Vaterland eine allgemeine Triebfeder sey, und ganz natürlich mit der Ehre verknüpft werde; ja daß an dieser mit der Liebe fürs Vaterland verbundenen Ehre ein jeder Theil

nehmen könne; so werde ich meinen Satz bewiesen haben.

Ich wage erst eine Vergleichung, um den Grundsatz der Ehre und den Grundsatz der Liebe fürs Vaterland in Absicht auf ihre Wirkungen zu erläutern. Die Ehre ist mit einem künstlichen Hohlspiegel zu vergleichen, der die zerstreueten Stralen der Sinne in einen Punkt zusammen dränget. Die Körper, die sich nahe um diesem Punkte befinden, werden in Flammen gesetzt, aber die entfernte Gegenstände bleiben unerwärmt. Wenn aber die Sonne selbst in schwülen Sommertagen ihre feurige Stralen umherschießt; so fühlet der weite Horizont ihren beseelenden Einfluß. Eben so uneingeschränkt wirkt die Liebe für das Vaterland, und für den König, der an diesem Firmament wie die Sonne glänzet. Alle Herzen sind der Liebe fürs Vaterland fähig, weil diese Liebe unmittelbar mit der Liebe zu ihrer Glückseligkeit verbunden ist. Man darf ihnen nur diese Verbindlichkeit merklich

lich machen. Man darf nur den Kindern früh=
zeitig die Vortheile ihrer Regierung vorstellen,
und die Liebe für den Monarchen einflößen.
Die Mutter, die dem Knaben mit Rührung er=
zählt, daß sein Vater im Dienste des Staats
sein Leben verlohren habe, und hinzusetzt, daß
er ihm auch das seinige in gleichem Falle schul=
dig sey: Der Lehrer, der dem Jüngling die
zärtliche Ehrfurcht für den König, die Abhäng=
lichkeit für die Regierung reitzend als seine Pflicht
vorhält: diese werden es bald durch die Wärme
ihrer Vorstellungen dahin bringen, daß die Lie=
be zum Vaterlande, zum Könige, in jungen
Herzen aufkeimt.

Man weiß es, daß nicht alle Menschen ihre
Glückseligkeit in der Ehre suchen: aber diese
Ehre kann man mit der Liebe fürs Vaterland
vereinigen, und dadurch alle Seelen gleichsam
adeln. Dieses war eben der Kunstgriff in den
Republiken. Die Ehre, die sie ertheilten, war
so beschaffen, daß jeder darauf Anspruch machen

konnte: und das Mittel, darauf Anspruch zu machen, war nichts anders, als der Zweck, den sie suchten — der Tod fürs Vaterland. Dadurch thaten sie mehr, als man gemeiniglich in Monarchien thut, oder thun kann. Wenn in der Schweitz auf einen zum Behuf ihrer Freiheit erfochtenen Sieg noch jährlich eine Lobrede gehalten wird, und nachher die Namen derer dreyhundert braven Schweizer, die dabey das Leben eingebüßt haben, hergelesen werden: * was

* Die Athenienser stellten zur Ehre derer, die für das Vaterland gestorben waren, ein öffentliches Leichenbegängniß an. Schon drey Tage vorher wurde eine Bühne errichtet, und auf derselben wurden die Leichname der Erschlagenen öffentlich ausgesetzt. Jeder konnte alsdenn für seine Verwandten die öffentlichen Todtengebräuche verrichten, die er für gut fand. An dem Tage des Leichenbegängnisses selbst, wurden aus Cypressenholz verfertigte Särge auf Wagen hinaus geführt, doch so, daß jeder Stamm seinen eigenen Wagen hatte.

was kann der Ehrgeitzigste wol mehr fordern, als daß sein Name in der Republik unter dem Namen ihrer Wohlthäter unvergessen sey?

hatte. Diese begleitete ein leeres Prachtbette, das eigentlich für diejenigen bestimmt war, die man unter den Todten nicht hatte finden oder aufnehmen können. Die Bürger sowol als die Fremden folgten. Die Verwandtinnen des Verstorbenen versammelten sich bey den Grabstätten, und bejammerten ihre Vettern in Klagetönen. In diese Grabstätten, die man auf öffentliche Kosten erbauet hatte, brachte man alle, die für das Vaterland fechtend gestorben waren, nur diejenigen ausgenommen, die auf dem Schlachtfelde bey Marathon das Leben eingebüßt hatten. Weil man nemlich ihrer Tapferkeit einen vorzüglichen Werth beilegte: so wurden gleich auf der Stelle Grabstätten für sie erbauet. Sobald nun die Leichen am bestimmten Orte angekommen waren: trat einer der Vornehmsten aus der Stadt auf, und hielt den Verstorbenen eine Lobrede.

Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, ein Stück von der Rede anzuführen, die der berühmte

Wenn Miltiades auf dem Gemälde, das die Schlacht bey Marathon vorstellt, vor den andern Feldherren ausgezeichnet ist: kann wol eine stärke-

rühmte Pericles bey einer solchen Gelegenheit gehalten hat: Pericles von dem Cicero sagt, daß selbst, nach dem Geständniß seiner Feinde, die Anmuth auf seinen Lippen gewohnt, und seine Rede in den Gemüthern der Zuhörer Stacheln zurück gelassen habe. de orat. l. 3. n. 138.

„So war (Pericles redet jezt), so war das „Betragen dieser tapfern Bürger gegen das Va„terland, ihrer Schuldigket gegen dasselbe gemäß. „Was für Betrachtungen müssen nicht in euch, „Athenienser, entstehen, wenn ihr diese Stadt zu „der Größe angewachsen erblicket, zu der sie durch „die Bemühungen ihrer Bürger gebracht worden? „solcher Bürger, die ihre Pflichten kannten: die „bey der Ausführung sich selbst niemals Genüge „thaten, die, wenn irgend eine Erwartung fehl „geschlagen war, dem gemeinen Wesen deswegen „ihre Dienste nicht entzogen; sondern selbst die „schönste Beisteuer mit dem willigsten und freige„bigsten

kere Anfeurung der Ehrbegierde für edle Gemü-
ther seyn? Wir können zwar unsere Kinder
noch nicht zu den Gallerien unserer Helden füh-

„bigsten Herzen brachten. Daher erndteten sie „auch für sich einen ewig dauernden Ruhm, in- „dem sie für andre ihr Blut verschwendeten, und „erwarben sich die rühmlichste Grabstätte: nicht „die, worein ihre Leichname gesenkt worden, son- „dern die Grabstätte, wo ihr Ruhm, so oft et- „was großes geredet oder gethan wird, immer er- „neuert und verherrlichet ist. Dann jede Gegend „bietet grossen Männern ein Grabmal an. Nicht „nur die Aufschriften auf ihren Grabsteinen im „Vaterland bezeugen ihre Tugenden, sondern auch „in fremdem Boden bleibt das Andenken ihrer Ta- „pferkeit, wenn es gleich nicht schriftlich aufbe- „wahrt wird, tiefer und beständiger in jedem Her- „zen eingedrückt, als wenn ihre Thaten durch den „Meissel eingegraben wären. Diese tapfern Mit- „bürger setzet euch nun zu Mustern vor. Indem „ihr euer Glück nirgends als in der Freiheit, und „eure Freiheit in nichts, als in einer edlen Den-

ren, und sie daselbst Thränen vergiessen sehen, die jeder Vater mit der zärtlichsten Umarmung vergelten sollte:

Non incisa notis marmora publicis
Per quæ spiritus et vita redit bonis
Post mortem ducibus.

Hor. l. 4. od. 8.

Viel=

„kungsart suchet: so weigert euch niemals, der „Gefahr des Krieges euer Leben blos zu stellen. „Gewiß nicht blos diejenigen, denen alle Hoff„nung des Glücks versagt ist, dürfen mit ihren „Leben verschwenderisch seyn. Auch diejenigen „dürfen es nicht sparen, die bey einem längern „Leben den Wechsel des Glücks zu befürchten ha„ben, und für die jeder Fehltritt gefährlich wird. „Denn nach einem Leben, auf welches sich Ueber„fluß verbreitet hat, müssen Armuth und Verban„nung für einen großdenkenden Geist bittrer seyn „als der Tod selbst; von dem wir einmal keine „Empfindung haben, und den noch dazu Tapfer„keit, und die für das gemeine Wesen hervorkei„mende

Vielleicht ist dieser Vortheil ruhigern Zeiten vorbehalten; vielleicht wird uns alsdann eine Reihe von Bildsäulen grosser Männer entgegen glänzen,

„mende Hoffnung begleiten. Ihr also, die ihr „hier zugegen seyd, Eltern dieser braven Kinder! „ich werde euch nicht beklagen; ich werde euch „trösten. Ihr kennet die widrigen Zufälle, denen „unser Leben ausgesetzt ist. Diejenigen müssen „demnach glücklich seyn, die es so rühmlich, wie „eure brave Kinder, beschlossen, und sich den glor„reichen Lobspruch erworben haben, daß es eben „so glücklich geführt, als geendigt, sey. Ich weiß, „daß eure Wunden sich ofte genug wieder öffnen „werden, wann ihr andre in ihren Kindern glück„lich seht: ein Glück, das sonst euer Stolz und „euer Triumph war. In der That nur die Gü„ter, die wir jezt verlohren und ehemals genossen „haben, schmerzen uns: Was niemals in unserm „Besitz gewesen ist, erregt uns keinen Kummer. „Und doch wird dieser Verlust denen erträglich, „welchen das Alter die Hoffnung noch nicht raubt, „wieder Kinder zu erhalten. Ihre neue Nach„kommen-

glänzen, bey deren Anblick Römische Thränen aus Preußischen Augen fließen können.

Nichts

„kommenschaft wird nicht nur das Andenken der „Verstorbenen ihnen weniger schmerzhaft machen: „Sie wird auch dem Staat einen doppelten Vor„theil verschaffen. Sie wird unsre Stadt bevöl„kern und unsern Mauren zum Schutz gereichen. „Denn es ist unmöglich, daß Leute, die keine Kin„der haben, welche sie den Gefahren fürs Vater„land blos stellen können, demselben eben so gut, „als andre, rathen. Greise aber, die sich dieser „Hoffnung ganz beraubt sehen, müssen an ihr ver„gangenes längeres Leben und an die Blüte ihrer „Jahre denken. Das, was sie schon zurückgelegt „haben, müssen sie für einen Gewinn halten. „Das, was noch übrig ist, hat fast gar keine „Dauer. Und der Ruhm dessen, was gewesen ist, „muß den Schmerz, über das, was gegenwärtig „ist, erleichtern. Denn allein die Bemühung nach „Ruhm und Ehre wird niemals alt; und in den „Jahren unserer Schwachheit, wenn wir gleich„sam unnütze Glieder des Staats sind, finden wir

„nicht

Nichts destoweniger hat die Monarchie verschiedene Mittel in ihrer Gewalt, auch diese Ehre mit der Liebe fürs Vaterland zu verbinden.

Das

„nicht blos, wie einige sagen, Vergnügen am „Gelde, sondern auch am Ruhm, der uns krönet. „Was für ein grosses Bild der Nacheiferung sehe „ich für die Kinder und die Brüder der Verstor„benen öffentlich aufgestellet! Alle loben den Mann, „der sein Leben schon rühmlich beschlossen hat. „Ihr werdet es kaum durch die grösseste Anstren„gung eurer tugendhaften Bemühungen dahin brin„gen können, daß man euch, ich sage nicht, jenem „gleich, sondern nur ziemlich gleich, halte. So „lange wir leben, sind wir dem Neid unserer Ne„benbuhler ausgesetzt: nur der, welcher schon im „Grabe liegt, und niemand mehr im Wege steht, „darf sich auf eine Gewogenheit Rechnung ma„chen, die durch den Neid nicht weiter geschwächt „wird.

„Wenn es nöthig ist, daß ich auch hier der „Witwen unserer Verstorbenen Erwähnung thue: „so soll es blos durch diese Ermahnung geschehen:

„Sie,

Das Urtheil des Monarchens, sein Beyfall, der so bedeutend seyn muß, wenn er selbst jede Art von Gefahr und von Tapferkeit kennt; die Vortheile,

„Sie, meine Frauen, werden sich den grössesten „Ruhm erwerben, wenn sie sich niemals von dem „Wohlstande und dem eigenen Karakter ihres Ge„schlechts entfernen, und wenn sie sich Mühe ge„ben, daß unter den Männern weder zu ihrem „Vortheile, noch zu ihrem Nachtheile von ihnen „geredet werde.

„Ich habe nun als Redner meiner Pflicht Ge„nüge geleistet. Die Bürger, die jezt begraben „werden, haben dadurch in der That zum Theil „ihre Belohnung empfangen, und werden sie zum „Theil noch erhalten, indem das gemeine Wesen „ihre Kinder, so lange bis sie die Jünglingsjahre „erreichen, unterhalten wird. Wahrhaftig, krie„gerische Thaten können nicht besser noch nützli„cher belohnt werden. Eine Stadt, wo die Ta„pferkeit solche Kronen erwarten darf, wird nie„mals an den vortreflichsten Männern Mangel ha„ben. Und jezt, Athenienser, nachdem ihr eurem „Kummer

theile, die er mit geleisteten Diensten verbinden kann; alles dieses kann die grösten Aufmunterungen geben, und giebt sie auch in der That. Wenn man zugleich den Stand der Waffen als den Stand betrachtet, der, wenn seine Pflichten recht beobachtet werden, in gewissen Zeitpuncten dem Vaterlande der Nützlichste wird; ihn folglich aus Ehrbegierde erwählt und nicht, von seiten des Adels, als den Zufluchtsort für den Armen, von seiten des Bürgers, als das Zuchthaus für einen ungerathenen Sohn, von seiten des Bauers, als den Dienst der Sklaverey ansiehet: So wird in dem ersten das Bewustseyn, sich jezt seinen Adel selbst zu verdienen; in dem andern, die Hoffnung, sich denselben durch seine Dienste zu erwerben, und in dem dritten, ein republikanischer Stolz, seinem König unmittelbar zu dienen, erwachen. Alsdann wird kein Offi-

cier

„Kummer und euren Thränen über eure nahen „Verwandten freyen Lauf werdet gelassen haben, „kehrt wieder nach Hause.“ Thucydides vom Pelopones. Krieg B. 2. N. 34. 42-46.

cier ohne Verdienste unerträglich, kein Soldat zu sehr pöbelhaft seyn.

Man darf dabey nicht befürchten, daß die übrigen Stände nicht mehr hinlänglich besetzt seyn würden, wenn dergleichen Grundsätze unter der Nation allgemein wären. Im Frieden haben die übrigen Stände * so viel reitzendes; die verschie-

* Ich weiß wohl, daß dieser Satz manchem jungen Herrn, der den wahren Reitz des Soldatenstandes im Frieden findet, paradox klingen muß; aber ein solcher Gegner darf sich nicht einmal nennen. Doch ernsthafter: Wenn man ein Mittel finden könnte, dem Soldaten im Frieden, wenigstens dem Officiere, eine bürgerliche Beschäftigung zu geben, ohne diesen Stand mit den andern Ständen zu vermischen: so würden die Unbequemlichkeiten, welche Montesquieu von der grossen Kriegsmacht Europäischer Staaten befürchtet; die Strafpredigten, welche Rousseau über die Einrichtung des Kriegsstandes unserer Zeiten hält; und die mitleidigen Seufzer über manchen Officier, die auch dem

verschiedenen Verhältnisse, in welchen jeder gebohren wird, bestimmen so genau zu diesem oder jenem Stand, daß von dieser Seite alle Besorgniß wegfällt. Nur in kleinen Staaten, die von allen Seiten her angegriffen werden und angreifen (Roms Schicksal in seiner Kindheit), würde sie statt finden. Die Nothwendigkeiten, die Bequemlichkeiten, die Vergnügungen, der Nutzen, alles dieses, was andre Stände verschaffen, versichern ihre Achtung und ihre Dauer.

Ich weis nicht, ob man hier erwartet, daß ich jezt die Anwendung auf unsern Staat, auf den gegenwärtigen Zeitpunkt, machen werde: Daß ich aus dem Krieg, den wir führen; von dem Monarchen, dem wir dienen; von der An-

zahl

dem redlichsten Patrioten entwischen, gröstentheils aufhören. Diese Aufgabe ist allerdings für die Staaten und vielleicht für einen Staat insbesondre wichtig: Ihre Auflösung? nicht jedem ist es erlaubt, ein Abt von St. Pierre zu seyn.

zahl der Feinde, gegen welche wir streiten; von dem Ungemach, das wir von denenselben erlitten haben, Bewegungsgründe hernehmen werde, um uns zum Dienste des Vaterlandes recht lebhaft zu bewegen! Aber ich weis, daß man es vergebens erwartet. Der Schriftsteller, der aus eigenem Antrieb schreibet, hat gewisse Schranken, über die er nicht hinaus gehen darf. Ihm sind nur die allgemeinen Wahrheiten angewiesen. Was in solchem besondern Falle Wahrheit ist; ob wir zu der und der Zeit für das Vaterland fechten, oder blos dem Ehrgeitze aufgeopfert werden, muß man aus Gründen entscheiden, die eine höhere Hand darlegt. Genug, daß jeder unter uns fühlt, er werde nicht gezwungen, dem Eigensinn eines Carls des XIIten zu folgen, sondern nur gerufen, seine Eltern, seine Kinder zu beschützen; er übernehme auch nicht die Beschwerlichkeiten eines Feldzugs, unterdessen daß sein Monarch im Pallaste in Wollüsten zerfliessend kaum die Vorfälle des Krieges erfährt; er streite nemlich nicht, um unrechtmäßige Erobe-

rungen

rungen zu machen, sondern um die gemachten und zugestandenen zu vertheidigen. Jeder muß es fühlen; jeder muß davon überzeugt seyn, weil er davon überzeugt seyn kann. Ich kann nichts hinzufügen.

Aber sollten nicht diese Liebe, diese daraus zu erlangende Ehre, der deswegen zu übernehmende Tod, die Würkung und die Anzeige schwärmerischer Begriffe seyn? Ich glaube, daß es der Mühe werth sey, dieses noch in einem besondern Hauptstücke genauer zu untersuchen.

Achtes Hauptstück.

Wann ehe diese Liebe fürs Vaterland schwärmerisch werde?

Man setzt gemeiniglich dem Enthusiasmus die vernünftige Ueberlegung entgegen, und wer die letztere besitzt, dünkt sich nicht selten über den Enthusiasten weit erhaben. Er sieht auf ihn mit Mitleiden herunter, ob es gleich ausgemacht ist; daß keine große Unternehmung ohne dergleichen Begeisterung jemals zu Stande gekommen. „Nemo vir magnus sine aliquo afflatu divino „unquam fuit.“ *Tullius.* Alles, was ausserhalb der gewöhnlichen Bahn liegt, scheint der kalten Ueberlegung schon in das Gebiet der Verrückung zu gehören; und es ist kein politischer Schuster anzutreffen, der nicht die Unternehmung eines Feldherrn, die ihm ausserordentlich scheint, für unsinnig ausgeben sollte; und auch ausgeben wird, wenn sie nicht mit einem glücklichen Erfolge gekrönt, ihn zum Stillschweigen zwingt.

zwingt. Denn der gute Ausgang allein bringt ausserordentlichen Handlungen bey gewöhnlichen Seelen Bewundrung zuwege. Eben daher, weil jedes mittelmäßige Genie sie für rasend gehalten hat: so wundert es sich, wie man durch so seltsame Mittel seinen Zweck habe erreichen können. Ein eben so grosses Genie hat dieses schon vermuthet, und wundert sich daher beym Ausgange weniger. Denn man bewundert nur das, wovon man keine Analogie in seinen Begriffen antrifft; daher ist es wahr, daß grosse Geister wenige Dinge bewundern, aber desto mehrere billigen.

In unserm gegenwärtigen Fall wird es die geistlose Ueberlegung weit klüger gehandelt finden, unter seinen Verwandten in Ruhe und Gemächlichkeit das Brod zu essen, als um einer (wie sie sagt) eingebildeten Ehre willen, sich tod schiessen zu lassen. Ein Mensch, der dieses letztere vorzieht, wird bey dem vorsichtigen Manne starke Zweifel über die Richtigkeit seines Ver-

standes erregen. Er für seinen Theil geht nach Hause, und danket Gott, daß er nicht ist, wie dieser Mensch. Man wird schon vermuthen, daß ich in dieser Denkungsart, woran unser Kluger so viel Anstoß findet, eine Enthusiasterey zugeben könne, ohne deswegen die Sache, welche ich vertheidige, für verlohren zu halten.* Es kommt nur darauf an, daß wir uns über das Wort erklären. Wenn die Begeisterung, oder der Enthusiasmus, der Zustand der Seele ist, worinn sie sich über ihre gegenwärtigen und gewöhnlichen Verbindungen hinaussetzt, mit Phantasien beschäftigt, sich daraus eine neue Art von

Schön-

* Dieses Hauptstück wird eigentlich die Gründe vertheidigen, die in ruhigen Zeiten, oder auch in kriegerischen Zeiten, den Jüngling, der nicht auf unmittelbar höhern Befehl die Waffen ergreift, zu diesem Entschluß bewegen. Alle Mütter geben gerne zu, es müssen Soldaten seyn; aber ihr Sohn? behüte Gott, daß sie ihn unter dieser Zahl sehen sollten.

Schönheit verschafft, und, durch diese Schönheit eben so stark als durch eine sinnliche gerührt, die erforderten Handlungen unternimmt, um zu ihrem Besitze zu gelangen: so kommt es blos auf die richtige Bestimmung der verschiedenen hier angeführten Stücke an, um den Enthusiasmus entweder zur erhabenen Weisheit oder zur niedrigen Thorheit zu machen?

1) So bald die Seele sich in unmögliche Verbindungen setzt, und dieselben sich als möglich vorstellt: so bald sinkt sie in die Tiefen der Thorheit herunter; einem Reisenden ähnlich, der, um eine weite Gegend auf einmal zu übersehen, sich auf einen noch lockern Schneehaufen stellt. Was wird der Thor wohl sehen? An statt seine Aussicht zu erweitern, wird er in den Schneehaufen sinken und seine Augen blenden.

2) Der Enthusiasmus wird lächerlich, so bald er durch eine unordentliche Dichterkraft seine Bilder aus widersprechenden Theilen zu-

sammen setzt. Die Bilder können zwar erweitert, grösser gemacht werden; man kann ihnen mehr Leben geben; sie näher an das Auge rücken: aber was ihnen durch die Einbildungskraft zugesetzt wird; muß zu ihrer Würde, zu ihrer Verschönerung beytragen, nicht aber sie ungeheuer und widersprechend machen. Nichts ist schön als das wahre.

3) Wenn der Enthusiasmus zu einer erhabenen Weisheit leiten soll: so darf die Schönheit, deren Besitz er sich wünscht, der Würde des Menschen nicht unanständig seyn. Sie muß nicht ohne die Begeisterung erhalten werden können, sie muß einen Werth haben, der sie in einem ausgebreiteten Umfange schätzbar macht, und der Vortheil, den sie bringt, muß die dafür unternommenen Handlungen rechtfertigen.

Sappho und Curtius stürzen sich beyde in einen Abgrund. Die erste, um sich von ihrer unglücklichen Liebe zu befreyen. Der andre,

um Roms Unglück abzuwenden. Sappho ist eine Närrin, und Curtius ein Held. *

4) Man kann zwar nicht aus den Handlungen auf die Würde des Enthusiasmus schliessen. Bald ist die Handlung nach unsern Begriffen an und für sich gros, bald scheint sie sehr klein und niedrig; durchgehends ist sie ausserordentlich in der Verbindung, darinn sich der Handelnde befindet. Nur müssen die Handlungen, wenn ihrer mehrere sind, ihrem Endzwecke nicht widersprechen, oder ihn gar vernichten: sonst ist das unwidersprechliche Merkmal der Thorheit vorhanden.

Man wird es mir erlauben, diese Sätze durch einige Anwendungen zu rechtfertigen.

* Wenn auch diese Geschichten nicht wahr wären: so erläutern doch die Beyspiele den Satz. Die Absichten und die vorausgesetzten Erfolge machen den Unterschied.

Wenn sich die Märtyrer der christlichen Religion vermittelst der Einbildungskraft in den Zustand der Seligen des Himmels versetzten, wo sie sich von Freude und Wonne umströmt, und durch die Tröstungen des für sie geopferten Lammes belohnt, erblickten: so setzten sie sich über ihre noch gegenwärtigen Verbindungen hinaus: und dieser neue Zustand konnte ihnen und kann einem jeden Christen nicht unmöglich scheinen, der die Verheissungen seines Lehrers darüber für wahr annimmt. Wenn sie ferner von diesen Seligkeiten Bilder entwarfen, die der Offenbarung nicht widersprachen: die aber durch ihre Einbildungskraft erweitert, vergrössert, in stärkerm Glanze vor ihnen stralten; sie folglich durch eine Schönheit entzückten, die eines denkenden und verherrlichten Geistes würdig war: so konnten auch die Handlungen, die sie um des Besitzes dieser Schönheit willen unternahmen, woferne sie nur ihren Endzweck nicht vernichteten, ihnen auf keine Weise die Benennung thörichter Enthusiasten zuziehen. Hiezu kommt

noch

noch die Ueberzeugung, daß eben diese Handlungen zur Verherrlichung des Namens ihres Gottes, und zur Ausbreitung seiner Religion beytragen mußten. So ungereimt diese Handlungen also auch andern vorkommen mochten: so verdienten sie doch, wenn alle die erzählten Eigenschaften richtig bey ihnen angetroffen wurden, den Namen einer höhern Weisheit. Denn einen erhabenen Zweck durch ausserordentliche Mittel erlangen, ist das Werk einer höhern Weisheit, die über die Schrecknisse gemeiner Seelen weit hinweg ist. Aber die Stürme mächtiger Leidenschaften müssen den Grund der Seele erschüttern, und eine hohe Begeisterung ihre verborgensten Winkel durchblitzen, wenn sie diese glänzende Erscheinung hervor bringen soll. So erscheint uns das Meer niemals majestätischer, als wenn es durch den Sturm in tobende Bewegung gesetzt, seine Berge von Wellen bis an die Wolken erhebt, und den Himmel zu erreichen scheint: wann alsdann noch Blitze diese Berge durchleuchten, und Tag und Nacht in

einem

einem Augenblick abwechseln lassen: so wird die Seele des Zuschauers in das Erstaunen gesetzt, das vielleicht Engel, die bey der Schöpfung der Erde gegenwärtig gewesen, gefühlt haben.

Der Mahometaner, der um des Besitzes seiner schönen Mädchen willen sich in die Spitzen der feindlichen Schwerter stürzt, erwählt den Tod um einer Schönheit willen, die nicht würdig genug ist, einen denkenden Geist lange glücklich zu machen. Die Indianerin, welche auf die Versicherung, daß sie ihrem verstorbenen alten Mann im Himmel wieder Gesellschaft leisten würde, sich nicht mehr in den Scheiterhaufen stürzen wollte: hat nach diesen hier festgesetzten Begriffen geurtheilt. Die Gnostiker, welche durch strenge und ausserordentliche Uebungen dahin zu gelangen glaubten, daß ihre Seelen wieder in das göttliche Wesen einflössen: setzten einen unmöglichen Zustand voraus, ob gleich die Vereinigung mit Gott ein würdiger Zweck war, und sie waren folglich Thoren.

Franciscus von Aßißi, Ignatius Loyola, die meisten Helden der Legenden! — man wird schon wissen, in welche Classe sie nach diesen Regeln zu bringen sind. Es würde eckelhaft seyn, aus den starken Bänden der Sammlung menschlicher Thorheiten mehrere Exempel hier anzuführen.

Aber eine Anwendung ist noch übrig, nemlich auf die Liebe fürs Vaterland: — Ich sehe das Vaterland von allen Seiten bedränget, von Feinden allenthalben bestürmet, an seinen Grundpfeilen erschüttert. Es breitet die ringenden Hände gegen mich aus, es flehet um die Hülfe seiner Kinder. — Wer ist denn jener Mann, dessen Gesichtszüge unter Schweiß und Staub, wie unter einer Maske verborgen liegen, auf welchen sich das Vaterland stüzt? Keine Pracht, keine äussere Zeichen unterscheiden ihn: aber ein Eifer, für alle das Muster zu seyn; ein wachsames Auge, vor dem sich die Feinde zu verbergen suchen; ein ausgestreckter Arm, der

sie

sie zurück hält. Merkmale genug; es ist mein König. Er hält den Fall des Vaterlandes noch auf, hält ihn zum Wunder aller Nationen auf. Um ihn herum stehen seine tapfern Soldaten: um ihn herum liegen auch die edlen Streiter, die fechtend zu seinen Füssen niedergesunken sind.

Magnarum animarum prodigi. Wie arbeitet meine Einbildungskraft, diese grossen Bilder zu fassen! Auch die Seufzer und die Wehklagen der Unmündigen, der Greise, dringen auf sie zu: alsdann

Pulchrum mori succurrit in armis! Alsdann stürmt der Gedanke in mir empor, daß es edel sey, fechtend fürs Vaterland zu sterben. Nun ordnet sich die neue Schönheit, die ich mir schaffe: sie entzückt mich; ich eile zu ihrem Besitz; reisse mich los von dem, was mich in einer weichlichen Ruhe zurück halten könnte; höre nicht den Ruf der Verwandten, sondern des Vaterlandes; nicht den Klang der furchtbaren Waffen, nur den Dank, den mir jenes zuruft. Ich

stelle

stelle mich zu den übrigen, die eine Mauer um die Wehrlosen ausmachen. Ich werde vielleicht niedergerissen werden; zufrieden, wenn mein Fall einem andern Gelegenheit giebt, sich in meine Lücke zu stellen. Ich folge den Gesetzen der Vollkommenheit, die das Ganze, wenn es nöthig ist, durch den Verlust eines Theils, erhalten. So geht der Allmächtige auf dem Sturmwinde einher, reinigt die Luft von verderblichen Dünsten, und erhält die Einwohner einer ganzen Provinz, wenn auch gleich die einsame Hütte auf dem freyen Felde darüber einstürzen, und ihren armen Bewohner unter ihren Trümmern begraben sollte.

Ich ersuche hier meine Leser, zu überlegen, daß keines von diesen Bildern übertrieben, sondern nur dem Auge näher gerückt sey. Der Endzweck ist gros; die Beschützung meiner Mitbürger, meines Königs: Der Nutzen, der aus der Unternehmung entspringt, ist wichtig, sowol für die Zeitgenossen, als die Nachkommenschaft.

Die Unternehmung kann vielleicht meinen Tod zur Folge haben: aber, wenn der Endzweck ohne diesen Tod nicht kann erhalten werden, was ist wol dieses Mittel in Betrachtung gegen denselben?

Ich weiß nicht, ob ich noch am Ende einen lächerlichen Einwurf anführe: — Was kann wol ein einziger Mensch viel zur Vertheidigung des Vaterlandes beytragen? Denkt er denn, daß er es alleine erhalten werde? Nein, gewiß nicht. Aber laß bey allen diesen Zweifel entstehen: wo wird denn endlich das Ganze heraus kommen?

— Demo unum, demo etiam unum;
Dum cadat elusus, ratione ruentis acervi.

Warum sollten wir nun nicht den Schluß herausziehen dürfen, daß, wenn ein Enthusiasmus bey dieser Liebe statt findet, wie er auch würklich statt finden muß, nichts Thörichtes in demselben sey, nichts, was dem Weisen und Helden unanständig ist? Wenn er sich erst der Nation gleichsam bemächtigt hat: so wird sie sich niemals

mals nach der Menge der Feinde, sondern nur nach dem Orte, wo sie stehen, erkundigen. Sie wird die Kunst, geschickt zu fliehen, verachten, und sich beynahe schämen, mit gleicher Anzahl den Feind anzugreifen; oder ihm gar überlegen zu seyn. **Agis**, König der **Lacedämonier**, erhielt einst von seiner Republik folgenden Befehl: „Macht euch den Vortheil einer überlegenen Anzahl nicht zu Nutze; schickt einen Theil eurer „Truppen zurück und greift den Feind nicht anders, als mit einer der seinigen gleichen Armee „an.“ Was für eine Antwort, die ihr Admiral **Callicratidas** auf den Rath, sich vor der an Schiffen überlegenen Flotte der **Athenienser** zurückzuziehen, gegeben hat! „Das verhüte Gott, „antwortete er, daß ich einem Rath gemäs handle, dessen Folgen so nachtheilig für mein Vaterland seyn würden. Hier muß ich mit meinen Soldaten entweder überwinden oder sterben. „Soll **Callicratidas** die Kunst, sich zurückzuziehen, Leuten beybringen, die bisher sich nicht „erkundigt haben, wie stark die Feinde seyn, son-

„dern nur, wo sie stehen? Dieser Enthusiasmus hat den unsterblichen Kleist vor seinem Tode prophezeihend singen gelehrt:

Der Tod fürs Vaterland ist ewiger Verehrung werth!
Wie gern sterb' ich ihn auch, den edlen Tod —
Wenn mein Verhängniß ruft.

Es hat laut, wie die Sterbeglocke, gerufen, und der Patriot ist gefallen. Wenn er nur seinen Geist unsern Kriegern zweyfältig zurück gelassen hat! Er selbst

Hoch über Sternen geht der Held,
Und Graf Schwerin, ein grosser Name,
Und Kleist und Winterfeld.

Muß nicht der Monarch, der eine solche Nation beherrscht, von seinen Soldaten sagen können, was Omar an die Syrier geschrieben hat: „Ich „schicke Leute gegen euch, die eben so begierig „nach dem Tode sind, als ihr es nach den Wol„lüsten seyd.“ Das Beyspiel des Monarchen feuert sie an: Es ist ihre Aufmunterung, ihr

Trost und ihre Bekümmerniß zu gleicher Zeit. Seine übrigen Unterthanen theilen mit ihnen nur die Bekümmerniß, ohne den Trost zu genießen. Sie entbehren der Gegenwart des Königs. Gleich der Mutter, die dem noch zarten Jüngling, der ihr zu frühzeitig zur Schaar des Kriegsgottes entrissen worden, bey dem verlängerten Feldzuge, jeden Tag mit ihren Wünschen sich nähert, und weint, und für ihn betet, und ganze Stunden die langen Strassen hinunter sieht, um ihn zu erblicken: so sehnt sich, von treuem Verlangen durchdrungen, das Vaterland nach dir, o König, unsre Lust!* den Frieden und den Monarchen zugleich zu erhalten! die finstern Aussichten der Zu-

* Ut Mater juvenem, quem Notus invido
Flatu Carpathii trans maris æquora
Cunctantem spatio longius annuo
Dulci distinet a domo,
Votis ominibusque et precibus vocat;
Curvo nec faciem littore demovet:
Sic desideriis icta fidelibus
Quærit patria Cæsarem.

Hor. l. 4. od. 5.

kunst erheitert, und Traurigkeit und Furcht, ihr beständiges Gefolge, entfernt zu sehen — sollen diese Wünsche immer unerhört bleiben?

Gieb bald, o bester Fürst, dein Licht dem Volke!
Wann, gleich dem Frühlingsgott, dein Antlitz stralt,
Fließt sanft der Tag dahin, und jede Sonne malt
Mit schönerm Glanz die Morgenwolke. *

* Lucem redde tuæ, dux bone, patriæ,
Instar veris enim, vultus ubi tuus
Affulsit populo, gratior it dies
Et Soles melius nitent.

ebend.

Thomas Abbts
weyl. Gräfl. Schaumburg-Lippischen Hof- und Regierungsrath

Fragment der Portugiesischen Geschichte.

Frankfurt und Leipzig
1783.

Vorbericht.

Man giebt diesen Abriß einer Portugiesischen Geschichte, welcher sich unter den Handschriften des seeligen Abbts gefunden, in keiner Absicht für etwas vollendetes aus. Es ist ihm leicht anzusehen, daß er nicht die Wohlthat der lezten Verbesserung von der Hand des Verfassers erhalten habe, ohngeachtet er nicht eine Frucht der lezten Jahre zu seyn scheint, die der Ver-

fasser unter den Augen des großen Vertheidigers von **Portugall**, dessen Gegenwart in diesem Reiche Epoche macht, zuzubringen, das Glück gehabt hat. Die Nachrichten von dem Zustande von **Portugall** und seiner Geschichte, die sich in dieser kleinen Schrift finden, sind alle aus Büchern genommen. Insonderheit hat sich der Verfasser den Herrn Geheimden Rath **Gebauer** aus einer besondern Achtung und aus einer großen Meinung von dessen ungemeinen Verdienst um die Portugiesische Geschichte in Absicht auf Vollständigkeit, Richtigkeit und Genauigkeit, zum Führer gewählt. Die verschiedenen Zwecke der Arbeiten beyder Verfasser

fallen

fallen zu sehr in die Augen, als daß man nur im geringsten glauben sollte, daß sie sich einander ausschließen, und beyder besonderer Werth ist zu fühlbar, als daß man eine von beyden sollte für überflüßig halten können. Es ist sehr viel, was der scharfsinnige Fleiß eines **Gebauers** geleistet hat, aber oft hat er zu viel und oft zu wenig gethan. Es ist nicht die Absicht eines jeden Liebhabers der Geschichtskunde, die Begebenheiten aller Zeiten und Länder mit gleicher Weitläuftigkeit zu lesen. Wir nehmen den ersten Antheil an der Geschichte unsers Vaterlandes, in dieser sind uns oft auch geringere Vorfälle wichtig, indeß wir uns mit einer

 weit

weit eingeschränktern Kenntniß der Historie anderer Länder begnügen. Die leztere interessirt uns nur als Menschen, die erstere als Menschen und als Bürger. Hiernächst giebt es eine Klasse von Lesern der Historie, denen es um eine ganz tiefe Einsicht in die Begebenheiten eben nicht zu thun ist, die doch aber auch einige Achtung verdienen. Für diese sind die großen Geschichtsbücher zu weitläuftig und die kurzen historischen Lehrbücher zu kurz und trocken. Die Franzosen haben für diese Art Leser durch ihre chronologischen Auszüge sorgen wollen. Allein außerdem, daß die meisten darunter nicht die Vortreflichkeit des ersten Musters in die-

ser

ser Gattung erreicht haben, so tödtet auch diese Vortragsart alles Interesse der Erzählung. Da, wo die Begebenheiten blos in der Ordnung der Zeitfolge neben einander stehen, und nicht in der Verbindung, wie sie in eine Handlung zusammenfließen, um eine Erfahrung vollständig zu machen, oder das Pathos hervorzubringen, erhält weder der Verstand noch das Herz die gehörige Beschäftigung. **Henault** hat diesen Mangel durch Einstreuung unterhaltender Anecdoten, scharfsinniger Reden, kurzer und nachdrücklicher Abschilderung merkwürdiger Personen oftmals mit den Worten der vortreflichsten Geschichtschreiber, so wie **Voltaire** durch Witz, durch

dreiste Aussprüche, durch in die Augen fallende Abbildung von Sitten und Gebräuchen, durch unterhaltende Urtheile über Handlungen und Begebenheiten zu ersetzen gesucht, und würklich mehrentheils wo nicht ersezt, doch wenigstens versteckt. Aber ihre Nachahmer, Desarmeaux, St. Marc, und ihres gleichen!

Wir getrauen uns zu sagen, nicht, daß dieser Auszug der Portugiesischen Geschichte allen angeführten Erfordernissen ein Gnüge leisten werde, sondern daß es wenigstens nach der Methode desselben geschehen könne. Der seelige Abbt hat, wie schon erinnert, seinen

seinen Versuch nicht vollenden und verbessern können. Zudem brachten verschiedene ihm eigene Meinungen von Sprache und Styl bisweilen eine gewisse Härte und Ungeschmeidigkeit in seine Schriften, die in der historischen Erzählung vorzüglich fühlbar ist. Wir haben uns gehütet, unsere Hand an die Stellen zu legen, wo wir dergleichen bemerkten, aus Furcht, auch nur dem geringsten Werke eines solchen Schriftstellers das ursprüngliche und besondere Gepräge zu benehmen. Was indeß hie und da in der Schreibart beleidiget, das wird durch den Verstand, womit die Begebenheiten geordnet, das richtige und fruchtbare Licht, worinn

sie gestellt, und die neuen, treffenden und scharfsinnigen Urtheile, womit sie durchwebt sind, hinlänglich ersetzt. Der Verfasser dieses Vorberichts ist nicht abgeneigt, auf gleiche Art noch den übrigen Theil der Portugiesischen Geschichte zu liefern. Es würde dieser Theil nicht der uninteressanteste seyn, zumal seit dem durch die Entdeckung der Jesuitischen Archive so wichtige Nachrichten ans Licht gekommen sind, woran Pereyra und aus ihm der P. Contini schon so schöne Proben gegeben hat, die uns nach mehrern lüstern machen können.

Geschich-

Geschichte
von
Portugall.

Einleitung.

Portugall liegt in Europa am Westlichsten. Das atländische Meer gegen Westen und Süden; die Spanischen Provinzen, Gallicien, Leon, Estremadura und Andalusien gegen Norden und Osten machen seine Gränzen aus. Seine Hauptströme, der Tajo, Duro und Guadiana, entspringen alle drey in Spanien. Man rechnet seine Länge auf achtzig, und seine Breite nicht allenthalben auf dreyßig teutsche Meilen, so, daß wenn man eine Breite von drey und zwanzig Meilen im Durchschnitte annimmt, achtzehnhundert Quadratmeilen und fünf und vierzig für den Inhalt der Fläche herauskommen.

Da man auf jede teutsche Quadratmeile fünf tausend Einwohner, Erwachsene und Kinder rechnen kann, die darauf ihre Nahrung zu finden im Stande sind: so könnte Portugall neun Millionen Einwohner haben. Da es aber jezt kaum drittehalb Millionen hat: so erhellet die Entvölkerung.

Diese leztere Zahl geben die portugiesische Skribenten an. Sie zählen drey tausend vier hundert und vier und vierzig Kirchspiele; in diesen siebenzehnhundert zwey und vierzig tausend zwey hundert und dreyßig Einwohner *); für die Geistlichkeit drey hundert tausend Seelen; woraus etwas mehr als zwey Millionen herauskommen,

*) Siehe Büschings Erdbeschreibung, 2ten Theil, S. 7. 4te Auflage, aus des Luiz Caetano de Lima Geographia histor. In der Liste des de Lima aber selbst, die Herr D. Büsching im 1sten Theil seines Magaz. für die Historie und Geographie abdrucken lassen, finden sich drey tausend drey hundert und drey und vierzig Kirchspiele und siebenzehnhundert zwey und vierzig tausend acht hundert und sieben, wiewol dieser Unterschied nicht beträchtlich ist.

men, die man mit etwas Freygebigkeit auf zwey und eine halbe erhöhen kann. Die Ursachen dieser Entvölkerung sind wol die nämlichen, wie bey Spanien. Ehloser Stand der Geistlichen, große Hauptstadt und in derselben verderbte Sitten, Colonien, die weggehen, Schwierigkeiten für Fremde, mehr Handel als Ackerbau, wenige Fabriken.

Man zählt sonst in dem Reiche neunzehn große Städte und fünfhundert sieben und zwanzig Villas. Die Produkte des Landes können bey Büsching nachgesehen werden. Die Regierungsform und was davon abhänget, muß uns mehr beschäftigen.

Diese ist monarchisch, doch mit der Einschränkung, daß die Einwilligung der Reichsstände zu neuen Auflagen und zur Erbfolge in Fällen, die das Reichsgesez anzeiget, nöthig ist. Beyde werden gegeben entweder auf Reichstagen, oder in engern Ausschüssen. Die Geistlichkeit, der hohe Adel und die Bürgerschaft stellen die Reichsstände dar.

Das Succeßionsgesez ist unter **Alphonso I.** dem Eroberer auf dem Reichstage zu **Lamego** 1143 (Siehe den Beweiß unten) aufgerichtet worden; und sezt die absteigende Linie fest; überträgt das Reich dem Bruder des Kronprinzen, wenn der Kronprinz bey den Lebzeiten des Vaters und ohne Erben stirbt; und dies zwar ohne Wahl der Stände, so wie auch die übrigen Brüder des Erbprinzen auf einander folgen, wenn die Descendenz fehlt. Des Königes Bruder erhält nur alsdann die Krone, wenn der König unbeerbt stirbt. Der Sohn aber dieses Bruders kan nicht erben ohne vorhergegangene Wahl. Die Töchter des Königes gelangen noch vor des Vaters Bruder zur Krone, woferne sie nicht außer Landes verheyrathet worden. Die Reichscollegia sind der Staatsrath, worinn der König den Vorsiz führt, und der Großkanzler nebst dem Staatssecretair sich mit befinden; der **Kriegsrath** und das höchste Reichsgericht, unter welchem noch zwey Appellationsgerichte stehen.

Die Einkünfte der Krone bestehen gegenwärtig in den Erbgütern des Hauses Braganza, den Domainen, den Zöllen, die sehr hoch sind, indem fremde Waaren drey und zwanzig vom hundert, durchgehende aber nur viere geben, den Steuren, der Accise, dem Monopolio mit Brasilianischen Schnupftobak, dem Münzwesen, den Großmeisterschaften der Ritterorden, dem Zehenten aus fremden Ländern, dem fünften Theil von Brasilianischen Golde und dem Ablaßhandel. Dieser besteht aus dreyen Bullen: a) Der Bulle für die Lebendigen, vermittelst welcher der Ablaß mit der Kraft eines im Jubeljahre zu Rom geholten Ablasses von den Sünden und von der Strafe des Fegfeuers ertheilet wird, und alle sechs Monate gegen acht Pf. erneuert werden kann. b) Der Bulle des Vergleichs, wegen unrechtmäßiger Einnahmen, zum Trost aller Huren, aller Betrüger unter den Kaufleuten und den Bedienten. Von einem solchen Gewinn, der sich etwa auf zweyhundert Thaler beläuft, wird der fünf und zwanzigste Theil gegeben: steigt er höher, so gehen zehen vom Hundert ab. Das

übrige kann gegen diesen Erlaß mit gutem Gewissen genossen werden. c) Die Bulle für die Todten.

Die Geistlichkeit behauptet gegen die Regierung in **Portugall** ein Ansehen und solche Reichthümer, davon man sich nur in Catholischen Ländern einen Begriff machen kann. Sie begreift neunhundert Klöster, drey Erzbischöffe und fünfzehn Bischöffe, davon das Haupt seit Anno 1728 ein Patriarch zu **Lissabon** ist. Der König ernennet zu den Pfründen, der Pabst bestätigt, und die Einkünfte des leztern sollen in **Portugall** größer seyn als die Einkünfte des erstern.

Unter dem Schutze des Blutgerichtes, welches untersucht und ohne Verantwortung verdammet, sich den Namen des Heiligen anmaßt, und seine furchtbaren Richterstühle zu **Lissabon**, **Coimbra**, **Evora** und zu **Goa** in Ostindien hat; behauptet sich die Geistlichkeit in ihren Rechten, und die Flammen eines **Auto da Fe** erschröcken die Ungehorsamen wenigstens, wenn sie auch nicht über=

überzeugen. Doch hat die Inquisition Einschränkungen. Die Anmerkung, daß sich viele heimliche Juden nicht bloß in **Portugall** aufhalten, sondern zu geistlichen Würden gelangen und sich gar unter die Inquisitoren gegen das Judenthum einschleichen, dürfte in Absicht auf den leztern Punkt unglaublich scheinen, wenn sie nicht von allzuvielen bestätiget wäre.

Die Kriegsmacht, beydes zu Lande und zur See, findet sich in schlechtem Zustande. Jene besteht ohngefähr aus vierzehn tausend Mann, und die Abneigung der Portugiesen gegen den Stand der Waffen, soll so groß seyn, daß viele Eltern ihre Kinder in der Jugend blenden, oder zerstümmeln, um sie dazu untüchtig zu machen. Diese steigt kaum zwölf Kriegsschiffe. Der Handel, so stark er auch getrieben wird, soll mehr nachtheilig als vortheilhaft für das Königreich werden, wegen der Trägheit der Einwohner, die den Fleiß auswärtiger Nationen, wodurch diese rohe Materialien in die Forme bringen, und deren Werth dadurch drey bis vierfach erhöhen,

mit ihrem Gelde belohnen, und ihre Trägheit dadurch bestrafen. Mehrere Nachrichten können aus **Büsching** und aus Schmaußens Staat von **Portugall**, Halle 1714. 8. gezogen werden.

Die ältesten Einwohner eines jeden Landes sind wegen des Mangels an Nachrichten für uns fast nie vorhanden. Muthmaßungen können einige dahin setzen, und die Muthlosigkeit, die bey solchen unfruchtbaren Unternehmungen die Seele endlich befällt, hat den Namen **Aborigenes** *) ausgesonnen, um diese ersten Einwohner damit zu belegen. Schriftsteller, die sich auf die christl. Offenbarung gründen dürfen, wissen, daß die zwote Bevölkerung der Erde von den Söhnen des Noah herrühre, und muthmaßen, daß der Zug von Osten nach Westen zu Lande gegangen sey, weil die **Phönicier**, die diese westlichen Länder befahren, keine Schiffe gegen sich angetroffen; der Einfall von **Tubal**, welcher Spanien

und

*) Andere nennen sie Aberrigines von aberrare. *Dionys. Halicarn.* ἀπο της οικησεως ἐν τοις ὀρεσι.

und Portugall zuerst soll besezt und die Stadt Setubal (Coetus Tubalis) erbauet haben, mag diejenigen vergnügen, die in Spanien und Setubal wohnen.

Die Carthaginienser, eine Colonie der Phönicier, sind unstreitig Meister von Spanien und Portugall gewesen, welches bey den Alten den Namen Lusitanien geführt, den man aus dem Syrischen ableitet. Nepos sagt in Vita Hannibalis: omnes gentes Hiſpaniae bello ſubegit; und Hannibal spricht beym Livius zu seinen Soldaten: Satis adhuc in vaſtis Luſitaniae, Cetiberiaeque montibus pecora conſectando nullum emolumentum vidiſtis — Lusitanische Hülfstruppen sollen auch bey Hannibals Armee gewesen seyn, unter denen Silius Italicus eines Viriathus erwähnet, der mit dem berühmten Manne dieses Namens nicht zu verwechseln ist.

Lusitanien, das mit unter den Provinzen war, die Carthago nach dem zweyten Punischen Kriege verlohr, gab den Römern alle Hände

voll zu thun: tota certaminum moles cum Lusitanis fuit et cum Numantinis. (Florus) Das Haupt der Mißvergnügten war **Viriathus**, dessen Gemälde Florus entworfen hat: Lusitanos Viriathus erexit vir calliditatis acerrimae, qui ex venatore latro, ex latrone subito dux atque imperator, et si fortuna cessisset, Hispaniae Romulus, non contentus libertatem suorum defendere per XIV annos citra vltraque Iberum et Tagum igni ferroque populatus. Die Unruhen, durch die Streifereyen der dürftigen Lusitanier veranlasset, durch eine Verrätherey des Römischen **Prätor Galba** A. V. C. 602 bis zum offenbaren Aufstande getrieben, giengen mit glücklichem Erfolge für die Betrogenen von A. V. C. 604 bis 8 fort; einige Streiche des Unglücks wurden Anno 612 wieder ersezt und **Viriath** ward zu einem Freund und Bundesgenossen von Rom aufgenommen, eine Ehre, die die Römer selten blos aus Gnaden bewilligten. Anno 613 brach Cäpio den Vertrag, und räumte, weil die Beleidiger immer unversöhnlicher hassen als die Beleidigten, den

Viri-

Viriath durch Meuchelmördrr, die aus seinen Hausgenossen ausgelesen waren, aus dem Wege. Qui (Caepio) conficiendae rei cupidus fractum ducem et extrema deditionis meditantem per fraudem et insidlas et domesticos percussores aggressus, hanc hosti gloriam dedit, vt videretur aliter vinci potuisse. Aus diesen Zügen, die selbst der Lobredner der Römer nicht hat weglassen können, ist es leicht, das Gemälde des Viriaths vollständig zu haben. Es wäre thöricht, das Wort latro, dessen sich Florus bedienet, in dem jezt üblichen Verstande zu nehmen; dieses Wort, das erst ein Synonym von miles war, wie Stellen beym Plautus erweisen, und nachher jeden bedeutete, der mit einer Rotte Feindseligkeiten ausübte, ohne durch den Auftrag der ganzen Nation dazu berechtiget zu seyn. Die Begebenheit fällt ins Jahr der Welt 3844 im hundert und neun und dreyßigsten Jahr vor Christi Geburt. A. V. C. 655 gab es wieder Händel; auch in die Sertorischen Unruhen waren sie verwickelt, und in dem bürgerlichen Kriege hielten sie es, wie Spanien mit dem

Pom-

Pompejus. Das Glück Cäsars und das noch größere Glück des Augustus überwand auch Lusitanien, welches von dem leztern in die Form einer Provinz gebracht wurde, worinn es ruhig blieb, bis das Römische Reich durch die Einfälle der Barbaren aus seinen Fugen gerissen wurde, und diese Trümmer von der großen Zerstörung um das Jahr 411 den Alanen überlassen werden mußte. Diese Barbaren, welche aus dem Noricum ihren Zug genommen hatten, zerfielen bald mit den Westgothen, und wurden desto leichter ein Raub der Sueven um das Jahr 440, die auf ähnliche Art von den Westgothen um das Jahr Christi 582 verschlungen wurden, so daß nun Lusitanien einen Theil des Westgothischen Reiches ausmachte.

Diese wichtige Periode in der Geschichte, die das fast unermeßliche Gebäude des Römischen Reichs nebst dem ganzen Haufen von Trophäen, welcher neun Jahrhunderte hindurch von den größesten Männern unter der weisesten Zucht, und oft während der stärksten Bedrängnisse gesammelt

sammelt worden, erschüttert, zerrissen und unter einander geworfen vorstellet, diese Periode ist die Erfüllung der Weißagung eines **Livius**, und das lezte Stück in der Gallerie der Gemälde von **Rom**, bey dem man mit Erstaunen stehen bleibet. Denn die folgenden sieht man entweder mit Verachtung oder mit Abscheu, und die dreyfache Krone, die jezt an der Stelle der Triumphkronen stehet, erwirbt sich nicht die Achtung, welche sich diese versprechen konnten, aber so wenig als die Befehle eines Priesters von dem Erdkreise mit der Ehrfurcht aufgenommen werden, die ihm eine Versammlung, die sonst Göttern glich, gleichsam abzwang. Kaum etwas über hundert Jahre nachher schon um das Jahr 712 zeigt sich eine neue Revolution, die die Folge einer Begebenheit war, die seitdem nichts Gleiches in der Geschichte als die Periode der Kirchenreinigung gehabt hat. Die **Kalifen** schicken eine Armee nach Spanien, zerstören das Gothische Reich; **Spanien** wird ihre, und durch den seltsamsten Kontrast werden diese **Saracenen**, werden in dem Verlaufe der Zeit fast das einzige Volk in Europa, das die

Wissenschaften und Künste kennet, und bey sich erhält. Unsere sogenannten Glaubigen sind die größesten Barbaren, ihren Kenntnissen und ihren Sitten nach, und die Kinder der Finsterniß werden wenigstens im Reiche der Gelehrsamkeit Kinder des Lichtes.

Die Ursachen dieses besondern Auftrittes müssen in der Geschichtee von Spanien entwickelt werden. Uns ist gegenwärtig die Anmerkung hinlänglich, daß Portugall gleiche Schicksale mit Spanien gehabt habe, und gleichfalls mit demselben der Herrschaft der Mauren wieder entsen worden.

In der Politik müssen wir urtheilen, daß die Mauren einen der größesten Staatsfehler dadurch begangen, daß sie auf die kläglichen Ueberbleibsel der Gothen, welche sich in die Gebürge von Asturien geflüchtet und unter ihrem Anführer Pelagius, der mit den Gothischen Königen verwandt, und nun zu ihrem Könige ernannt war, kaum fünfzig tausend Seelen ausgemacht, daß

sie

sie auf diese Ueberbleibsel ihre Aufmerksamkeit nicht eher gerichtet haben, als bis es zu späte war. Als Philosophen aber gestehen wir, daß es in den geheimen Rathschlägen der Vorsicht, die allen Königreichen, wie den Wasserwogen, ihre Gränzen sezt, verordnet gewesen, daß sich die Religion **Mahomets**, so wie das Regiment seiner Nachkommen, nicht über **Europa** ausbreiten sollte. Daher gab sie den verlassenen **Gothen** einen Prinzen von großen Eigenschaften. Daher wurden die **Mauren** in allen ihren Versuchen gegen Frankreich unglücklich; und sowol die Zwistigkeiten, die in **Spanien** unter ihnen entstunden, als auch die größern Zerrüttungen, die sich selbst um den Thron der **Califen** herum hervorthaten, gaben den Nachfolgern des **Pelagius**, besonders **Alphonso** dem I. Gelegenheit, verschiedene Eroberungen zu machen. Ein paar Worte über diese Unruhen werden das nöthige Licht über die Kenntniß verbreiten. Die Eroberung von Spanien durch die **Saracenen** hatte unter den Siegern selbst die größten Uneinigkeiten verursacht. Der Statthalter von Afrika, **Musa**, und der

commandirende General, Tarick, stritten sich um Ehre, diese Provinz erobert zu haben, und um das Recht, sie zu beherrschen, und beyde sahen sich in ihren Hoffnungen betrogen. Nach verschiedenen sehr kurzen Regierungen von Statthaltern, die bald auf einander von dem Kalifen nach Spanien waren geschickt worden, ward diese Provinz endlich dem Abderrahman anvertraut. Dies ist der berühmte Abderrahman, der 732 vom Carl Martel geschlagen und getödtet wurde. Sein Nachfolger Abdelmeleck war kaum zum Statthalter ernannt, als er wieder abgesezt wurde, und den Okbah zum Nachfolger erhielt. Okbah hatte Befehl, die Ehre der Muselmänner an den Franzosen zu rächen und wieder in Frankreich einzubrechen. Er that es, aber mit schlechtem Erfolge. Als er wieder in Spanien zurück kam, hatte sein Vorfahr Abdelmeleck sich wieder einen Anhang gemacht, womit er sich wieder in den Besiz der Statthalterschaft sezte. Er behauptete aber diese Würde nicht lange. Ein Haufen Damascener, die aus Afrika herübergekommen waren, bemächtigten sich seiner

und

und hiengen ihn auf. Die Statthalterschaft von Spanien war also auch immer nichts als eine Ursach zu Streit und Blutvergießen; bis Jusef al Fahri zu dem ruhigen Besiz derselben gelangte. Inzwischen gewinnt in Asien Abdalla vom Geschlechte der Abbassyden gegen den Moavia vom Geschlecht der Ommiaden, beyde Geschlechter von den zwey Töchtern des Mahomet, der keine Söhne hatte, gestiftet, eine Hauptschlacht, die die Ommiaden um den Thron und den größesten Theil des Geschlechts um das Leben bringt. Einer davon, Namens Abderrahman, entflieht nach Spanien, wo er ohne weitere Hülfe, als durch sein Genie und durch seinen Namen sich ein Königreich eigenthümlich und nun nicht mehr abhängig von den Kalifen, verschaffet. Er wird zum König ausgerufen im Jahr Christi 756.

Unter diesem Prinzen, der auch Portugall erobert, fängt die blühende Zeit für das Muhammedische Spanien an. Denn das Christ-

liche war noch in der Unfruchtbarkeit und in dem Winter, deren Ursachen die Dürre des Aberglaubens, und die Rauhigkeit der Unwissenheit immer sind. Von dieser Zeit an finden wir Portugall nur in so ferne erwähnt, als es den Herrn, fast niemals, als es das Joch verändert hat. Man kann sich leicht vorstellen, wie es von innen mag ausgesehen haben.

Alphons III. besteigt im christlichen Spanien den Thron im Jahr Christi 866 und dringt 870 in Portugall ein. Im Jahr 965 wäre Portugall beynahe unabhängig geworden durch die Bemühungen, wodurch sich Goncales, Statthalter in einem Theile desselben, dem Gehorsam des Sanctius in Leon zu entziehen versuchte. Die Jahre 982 = 996 sind für die Christen und für Portugall sehr bedrängt. Innre Unruhen bey den Mauren machen ihnen wieder Luft, und wir finden ums Jahr 1026 Alphons V. als Herrn davon. Ferdinand der I. der Anno 1037 regierte, war unstreitig Meister von Portugall,

weil

weil er Anno 1064 die Theilung zwischen seinen Söhnen vornahm, kraft welcher Sanctius Castilien, Alphonsus Leon und Asturien, Garcias aber Portugall und Gallicien haben sollte. Mit brüderlichem Hasse verfolgt der älteste Bruder die beyden jüngern; verjagt den Alphons erst ins Kloster und dann zu einem Maurischen König Anno 1066; und den Garcias ebenfalls Anno 1071. Alphons aber erlangt Freyheit und Krone nach dem Hintritte des ältesten Bruders in eben diesem Jahre; aber auch seine Türkischen Gesinnungen. Denn den Bruder Garcias, der nun gleichfalls nach seinem Reiche sich begeben wollte, entsezt er und hält ihn achtzehn Jahre bis an dessen Tod gefangen. Nach dem Tode wollte er die Mummerey spielen, und ihn prächtig begraben lassen, die Garcias scheint voraus gesehen zu haben, weil er ausdrücklich verlangte, seine Ketten und eiserne Bande mit sich ins Grab zu nehmen; aus tiefen Gefühle unstreitig des erlittenen Unrechtes.

Unter diesem Alphons, der den Namen des VI. führt, wird Portugall für sich beständig bey einer Gelegenheit, die sogleich soll erzählt werden.

Mit dem königlichen Undanke, den die Politic so ofte zu rechtfertigen sucht, greift er den Mauren-König Ziaia, den Sohn seines alten Wohlthäters Almenon, an; denn dieser hatte ihn gegen den verfolgenden Bruder Sanctius geschüzet und sich dazu von ihm einen beständigen Frieden, wenn er regieren würde, versprechen lassen. Ziaia war ein Tyrann und sein Reich folglich in schlechten Umständen. Toledo, die Hauptstadt, sollte also erobert werden. Dem Schwindelgeiste der damaligen Zeiten gemäß, der jeden gegen Mohameds Kinder unternommenen Krieg für rechtmäßig ansah, ohne zu bedenken, daß der ungerechte eben so gut vor den Altären des Lammes beten könne, als in der Moschee mit dem Gesichte nach Mecca hin, wurde diese Unternehmung durch ganz Europa

bekannt gemacht, wodurch von allen Orten her Ritter nach Spanien gezogen wurden, die Gott zu Ehren und sich selbst zum Besten gegen die Mauren zu fechten brannten. Unter denen war Heinrich, nachmaliger Graf von Portugall. Seine Abkunft war lange streitig und ward es noch mehr durch eine unrecht verstandene oder unrecht gelesene Stelle beym Ximenes, Bischoff von Toledo: Henricus ex partibus Bisontinis (Besancon). Man las oder verstand Byzantinis und machte ihn zum Constantinopolitaner. Wir sind jezt außer Zweifel hierüber. Ein Urenkel des Roberts, Königs von Frankreich, und von dessen Sohne, Robert, Herzogen von Burgund, zweyter Enkel und Neffe der Gemahlin Constantia, Alphonsi VI. dem er zu Hülfe kam: dieß ist seine Verwanntschaft. Seine Geburt, seine Thaten und seine Verwanntschaft mit der Königin erwarben ihm, außer der Vermählung mit Theresia, der Tochter Alphonsi, mit Ximene von Gusman die Statthalterschaft über Portugall, nebst einem Eigenthume dar-

inn zum Heyrathgut und dem Titel eines Grafen von Portugall im Jahr 1095. Man kann dieses Jahr in der Geschichte nicht nennen, ohne der Kreutzzüge zu erwähnen, die der erste in demselben auf der Kirchenversammlung zu Clermont durch die Stimme eines Predigers in der Wüste, oder Peters des Einsiedlers, beschlossen worden.

Es ist uns jezt unbegreiflich, wie diese rasende Unternehmungen, die Europa entvölkert und in Asien verhaßt gemacht haben, mit so großem Eifer damals haben können betrieben werden; und wir überlegen nicht, daß die Reden und Handlungen eines Hitzigfieberhaften von dem gesunden nicht können beurtheilt werden.

Von diesem Zeitpunkte an hat Portugall eine Geschichte als ein neuerer Staat und führt auch diesen Namen von Porto Cale. Weil in dem Testamente Alphonsi Portugall für unabhängig von Castilien soll erklärt worden seyn; ob

ob wir gleich nur muthmaßen, nichts wissen können, wegen dem Untergange der Urkunde: so wird hier der Ort seyn, die bestrittene ehliche Geburt der Theresia, Gemahlin unsers Heinrichs, zu erläutern.

Daß ihre genannte Mutter Ximene von Gusmann eine rechtmäßige Gemahlin Alphonsi gewesen: soll eine päbstliche Bulle Gregorii VII. beweisen, darinn er auf Alphonsens Scheidung von einer Gemahlin dringet. Wenn diese Bulle auf Ximenen gerichtet ist: so ist die Sache entschieden. Aber Zeugnisse widersprechen. Alphons war erst einer Englischen Prinzeßin Agatha, Wilhelm Conquestors Tochter angetraut, die auf der Reise aus England nach Leon starb. Dann folgt seine Vermählung mit Agnes, Wilhelm VII. Herzogs zu Guyenne Tochter, der zwey Gemahlinnen, Namens Mathildis und von jeder eine Tochter, Namens Agnes, gehabt, davon die eine mit unserm Alphons dem VI., die andere mit

 dem

dem Peter von Arragonien vermählt gewesen. Diese Agnes von Guyenne, Alphonsens Gemahlin, muß mit der Agatha von England zu nahe verwandt gewesen seyn, daher die Bulle des Pabstes gegen sie gerichtet worden. Wenn man nun dazu nimmt, daß die Theresia, von der hier die Rede ist, ihrer Schwester Urraca in der Erbfolge weichen müssen, daß die Ximene niemals den Königintitel geführt, den ihre Tochter blos deßwegen nach dem Bericht eines Schriftstellers erhalten: quia regis filia: so scheint die unehliche Geburt der Theresia ausser allen Streit gesezt zu seyn *). Heinrich von Burgund, Graf von Portugall, erhält außer den schon genannten Vortheilen das Vorrecht, alles, was er den Mauren abnehmen könnte, mit

*) Da diese ganze Sache auf der Gewißheit der Ehe des Alphonsus mit der Agnes beruhet, und sich gegen dieselbe noch ziemlich wichtige Einwendungen machen lassen, so ist die echte Geburt der Theresia noch nicht so sehr außer allen Zweifel gesezt. Siehe Gebauers Geschichte von Portugall, S. 21. f. in der Anmerkung (d).

mit seinem Besitze eigenthümlich zu vereinigen; welches er nicht ungenutzet läßt, indem er den Mauren siebenzehn Schlachten soll geliefert haben. Lissabon verliert er, nachdem er es schon erobert hatte. Das Testament seines Vaters hat ihm, nach der Aussage Portugiesischer Schriftsteller, Portugall als ein Eigenthum gegeben. Die Gewohnheit der damaligen Zeiten macht es allerdings wahrscheinlich; doch führte er den Königlichen Titel niemals, obschon seine Gemahlin aus einem Grunde, der ihr eigen war, quia regis filia. Seine Regierung dauret bis ins Jahr Christi 1112, in welchem Jahre er das Leben zu Astorga verlohr, wohin er, aus Freundschaft für seine Schwägerin, dieser zu Hülfe gekommen war. Dieser Umstand, der zwar eigentlich in die Spanische Geschichte gehöret, verdienet doch hier eine kleine Erläuterung. Urraca, Alphons VI. Tochter, erst die Gemahlin Raymunds von Burgund, aus welcher Ehe Alphons der VIII. entsprossen war, nachher die Gemahlin Alphons von Arrago-

nien in unfruchtbarer Ehe, hatte ihren Gemahl nicht blos durch ihre Ausschweifungen, sondern auch durch ihre Ränke in die Waffen gegen sie gebracht. Er mußte sich den Titel eines Königs von Castilien mit Gewalt erwerben, den sie ihm zu verweigern trachtete; sich gegen sie und ihre beyden Ehebrecher mit Gewalt in Castilien erhalten; sich aussöhnen lassen, da sie nach der Flucht aus dem Gefängnisse, worein er sie gesteckt, eben zur Schlacht gegen ihn bereit war; und nach einem neuen Bruche, während dessen sein Stiefsohn zum König ausgerufen, zur Mutter **Urraca** gebracht, und mit ihr nach **Portugall**, wo sie Hülfe findet, verjagt worden, erst durch die Armee der Königin gezwungen, die Belagerung vor **Astorgas** aufheben, und **Castilien** räumen, um Frieden zu haben.

Dies ist die Gelegenheit, wobey der Graf von **Portugall** sein Leben geendiget, der nun einen minderjährigen Sohn von zwey Jahren unter der Vormundschaft seiner Mutter auf dem

Throne

Throne läßt, den dieser beynahe durch die Wollust und die damit verknüpfte Denkungsart seiner Mutter verlohren hätte. Alphonsus Henriquez, gebohren im Jahr Christi 1110, wird von seiner Mutter Theresia, die in solchen Jahren Witwe geworden, in denen die Gewohnheit des Ehestandes der Neigung dieses Geschlechtes neue Stärke giebt, dem Hange zu einem Grafen, Namens Ferdinand Paez von Transtamara, aufgeopfert. Dieser wurde ihr Gemahl, indem sie sich selbst Ferdinandi vxorem, und er sich einen Grafen von Portugall nannte, ob sie gleich einen vertrauten Umgang mit dessen Bruder Veremund gehabt hat, wenigstens dessen beschuldiget wird. Zu dem Bilde ihrer Schönheit, indem sie ihr erster Gemahl formosissimam feminam nennet, können noch folgende Züge gesezt werden: „Theresia vxor viro de„functo haud multo honestius quam soror „Vrraca pudicitiam habens Ferdinandum Paë„cium Transtamarae comitem sibi adiungit aut „iniusto aut humili matrimonio (sic erant eius „saecu-

„saeculi mores.) Veremundo Ferdinandi „fratri, cum quo stupri consuetudinem ha„buisse, accusant scriptores Lusitani, ex odio „an ex fide incertum, Eluira certe filia nu„psit“ (Mariana).

Es mochte nun seyn, daß sie ein Recht zu haben glaubte, Länder, die von ihr herrührten, ihren Leibeserben, oder wem sie wollte, nach Gefallen zuzuwenden, oder daß der Fortgang der Weiber im Laster, der mit außerordentlichen schnellen Schritten geschiehet, alle natürliche Zärtlichkeit bey ihr erstickt hat: Alphons, ihr Sohn, mußte sich mit Gewalt Recht verschaffen. Er lieferte im Jahr Christi 1128 der Mutter und dem Stiefvater eine Schlacht, bekömmt beyde in seine Gewalt, und verweiset den einen des Landes, mit Auflegung eines Eydes, dasselbe nie wieder zu betreten, indessen daß er die andere feste sezt, welches doch den Beystand nicht hindert, den ihr ihr Neffe, der Urraca Sohn, Alphons VIII. von Castilien, vielleicht um Gal-

licien

licien für sich zu erobern, zuführt, wodurch die Schlacht in den Ebenen von Valvedes nahe an der Stadt Ponte de Lima mit glücklichem Erfolge für unsern Alphons veranlasset wird. Er muß aber doch von dem immer stärkern König von Castilien eine Belagerung kurz darauf in Guimaranes aushalten, wo endlich durch den Portugiesischen Hofmeister Egas Nunnez oder Moniz, der erst Gouverneur der Provinz zwischen dem Minho und Duro gewesen und dessen Gemahlin, Gräfin von Astorgas, unsern Alphons erzogen hatte, ein Vergleich vermittelt wird, der den Umständen nach für Castilien muß vortheilhaft gewesen seyn. Die gefährliche Mutter starb endlich im Jahr Christi 1130.

Wir kommen jezt zur Erzählung der berühmten Schlacht bey Ourique, nicht weit von den Algarbischen Grenzen gegen die Mauren, die von dem Siege begleitet, durch ein vermeintes Wunderwerk, das vorangieng, verherrlichet, Portugall ein Wappen und einen König, und dem Aberglauben Nahrung gegeben hat.

Alphons

Alphons hatte gegen fünf Maurische Könige nebst einem feindlichen Heere von viermal hundert tausend Mann, kaum zwölf bis dreyzehn tausend; nach andern nur vier tausend Krieger, und sahe sich genöthigt zu schlagen. Muthlos mit seiner muthlosen Armee, überdachte er in der Einsamkeit der Nacht seine Situation, ergreift die Bibel und ließt den herrlichen Sieg Gideons gegen Israels Feinde. Die Christen der damaligen Zeiten hielten sich, ihrer tiefen Unwissenheit und des schröcklichen Aberglaubens, der ihre Religion entstaltete, ohnerachtet, für das auserwählte Volk Gottes, und Alphons fieng an, nach einer Gewohnheit, die auch seitdem noch nicht abgekommen ist, mit dem frommen Wunsche zu seufzen, daß Gott für ihn ebenfalls zur Ehre seines Namens gegen die Ungläubigen ein Wunder thun möchte; worauf er endlich über seiner Bibel einschlief. Ein Erfolg, der, wie der nun kommende, sehr natürlich war. Träumend erblickt er einen Mann, der ihm den Sieg und die Erscheinung des Herrn verkündiget,

welches

welches zur Aufrichtung seines Muthes schon hinreichend gewesen wäre. Indem tritt sein Kammerjunker in das Zelt und meldet einen alten Mann, der ihn noch sprechen wollte. Der alte Mann tritt herein. Der König findet, daß er seinem im Traume erblickten ähnlich sey, und fragt ihn freudig um sein Gewerbe. Als Eremite, spricht er, hätte er schon lange in dieser Gegend unter den Ungläubigen gelebet, und wäre nun erlesen, dem Alphons den Sieg und die Erscheinung des Herrn zu verkündigen, zu der sich der König auf den Schall des einsamen Glöckleins in seiner, des Eremiten, benachbarten Zelle in der morgenden Nacht ganz alleine einfinden sollte. Der König hält darauf den folgenden Tag bis in die zweyte Nachtwache, als er das Glöcklein schallen hörte, mit Beten an, und geht in voller Rüstung aufs Feld hinaus, wo er sogleich gegen Osten einen hellen Schein erblicket, der nach starrem Ansehen sich immer vergrößerte und endlich ein zehn Ellen hohes Kreutz mit der Person des gekreutzigten Lehrers

der Christen darstellete. Von Ehrfurcht dahin gerissen, wirft er seine Waffen von sich, fällt zur Erde nieder und in Anbetung, ohne doch die Anrede an seinen Herrn zu vergessen, in der er, nach der Vorrede von seiner Unwürdigkeit, um seinen Schutz bittet. Mit lauter Stimme, die **Alphons** der gekreuzigten von ihm erblickten Figur beyleget, ward er nicht nur der Errettung aus gegenwärtiger Noth versichert, sondern auch zum König mit Vorschreibung seines Wappens, das aus dem Lösegelde für die Menschen und aus dem Preise der Verrätherey des Judas zusammengesezt seyn sollte, ernennet, und ihm zulezt väterliche Barmherzigkeit für sein Haus bis ins sechzehnte Glied und weiter versprochen. Die Freude des **Alphons** über diese Tröstungen wird der Armee mitgetheilt, die ihn noch vor der Schlacht zum Könige ausruft, mit **Enthusiasmus** ficht und einen vollständigen Sieg erhält.

Wir müssen hier zwey Stücke bemerken: 1) ob **Alphons** das Erzählte würklich erfahren;

2) ob

2) ob er eines Wunderwerkes gewürdiget worden. Das erste kann durch Zeugnisse ausgemacht werden, das andere beurtheilt der Philosoph; der nicht sagt: der Heiland am Kreutze hat zum **Alphons** geredet, weil dies kein Mensch bezeugen kann, sondern die sichtbare Figur, die **Alphons** für den Heiland hielt, hat ihm geschienen, mit lauter Stimme zu sprechen. Zur Bestätigung des ersten Stückes dienet die Urkunde, die zwar er im Jahr Christi 1596 zu **Alcobaza** in dem Archive des dasigen Klosters gefunden, nach ihrem dato aber im Jahr Christi 1152, also dreyzehn Jahre nach der Begebenheit, von dem König mit Hinzusetzung seines Eydes und vieler Vornehmen des Reiches unterzeichnet, ausgefertiget worden. Sowol die Schrift und die Siegel, die sehr genau von Gelehrten, auf Befehl **Philipps II.** in **Spanien**, nach Auslieferung der Urkunde an ihn untersuchet: als die genaue Uebereinstimmung mit den historischen Umständen der damaligen Zeit und die Unnützlichkeit einer gelogenen Urkunde zur Zeit, da man sie ans

Licht brachte, bestärken ihre Richtigkeit. In der Urkunde bezeugt nun **Alphonsus** aufs feyerlichste, das Erzählte gesehen zu haben; und auch das, was er nicht hat sehen können, welches nun in der Untersuchung des zweyten Stückes vorkommen soll.

Die vorhergehenden und begleitenden Umstände, die wir sorgfältig angeführt, sind so beschaffen, daß wir sagen können: wer eine Nase hat, zu riechen, der rieche. Der erwähnte Schlaf nebst dem Traume sind nicht nur der Natur gemäß, sondern geben auch Anleitung, die Würkungen einer einmal erhizten Einbildungskraft zu verfolgen. Der angemeldete Einsiedler ist eine lebende menschliche Person gewesen, und hat allem Ansehen nach die Erscheinung der folgenden Nacht veranstaltet, zu deren Beurtheilung der König nicht fähig gewesen: weil er alleine in der Nacht, sogleich nach dem ersten erblickten Schimmer in geraumer Entfernung, sich an die Erde geworfen und durch eine aufgebrachte Einbildungs-

dungskraft und durch Versprechungen, die seinen Wünschen gemäß waren, alles, was damit ferner übereinkam, zu glauben, geneigt gewesen, daß der Heyland gesprochen, kann er nicht sagen, weil er blos eine menschliche Stimme gehört; in einer solchen Entfernung ist es auch nicht möglich, die Bewegung der Lippen zu sehen, besonders in der Stellung, die der König genommen. Die Umstände der Erscheinung selbst, die nicht gleich, sondern erst in der auf die Ankündigung folgenden Nacht geschehen, nicht mit den Merkmalen, wie das Kreutz Christi würklich beschaffen gewesen, sondern wie man es sich nach der Einbildung unwissender Mahler irrig vorgestellet; das beschriebene Licht stärker als die Sonne, welches alles klare Anschauen unmöglich machen mußte, das plötzliche Verschwinden alles Lichtes; die undeutliche Prophezeyhung, die nicht nur jede Deutung annahm, sondern auch die Erfüllung auf eine Zeit hinaussezte, die der Erfinder nicht erleben konnte, machen den Schluß, den der König allenthalben in seine Erzählung

einmischet, sehr verdächtig. Denn was kann man unter folgenden Worten nicht alles verstehen: posuit enim super te et super semen tuum post te oculos misericordiae tuae vsque in decimam sextam generationem, in qua attenuabitur proles, sed in ipsa attenuata respiciet et videbit? Da es zumal nicht wahr ist, daß sechzehn Generationen von Alphonso an gewesen, wenn man das Wort in seiner ordentlichen Bedeutung nimmt, obgleich sechzehn Könige bis auf die Vereinigung mit Spanien geherrscht haben, die andre Weissagung jezt zu verschweigen.

Endlich die Umstände, unter denen dieses Wunder hätte vorgehen müssen; der Zustand der damaligen Christenheit, der geringe Erfolg für die Ehre Gottes, obschon für die Ehre des Königes, wozu man noch setzen kann, daß dieser König darauf bald wieder ein Wunderwerk zu seinem Vortheil vorgegeben, und unstreitig den Nutzen, den man von der Ueberzeugung des Volkes über solche Dinge ziehen kann, gekannt hat:

werden

werden den Protestanten überzeugen, daß er eine Erdichtung lese, wenn auch eifrige Catholicken für die Wahrheit des Wunderwerkes fechten.

Wir haben den Nutzen des Wunderwerkes schon angeführet, und dürfen nur noch erzählen, daß der König ein Wapen, der angeblichen Vorschrift gemäß, verfertigen lassen, wo fünf Schilde in Form eines Kreutzes gestellet, auf jedem die sechs und dreyßig Silberlinge angeführet sind, obenher stehet die eherne Schlange Mosis.

Diese eigenmächtige Erhebung **Portugalls** zu einem Königreich oder die Verwandlung des gräflichen Titels in den königlichen, mußte dem **Alphonso Ramoni** nach allen Regeln der Politik empfindlich werden, der sich auch stärker würde widersezt haben, wenn nicht mehrere gegenwärtige Feinde ihn genöthiget hätten, die Entscheidung nach der Thorheit der damaligen Könige dem Pabste zu überlassen, der sie wünschte und sie einrichtete, wie es seinem Vortheile gemäß war.

Schon im Jahr 1142 ist der Streit von Innocentio II. durch eine Bulle entschieden, nachdem Alphons alles gethan, was ihm die Politik zur Beschleunigung, und die Dankbarkeit wegen Erfüllung seines Lieblingwunsches, selbst zum Schaden seiner Nachfolger nur eingeben konnte.

Er hatte sich nemlich an den Heil. Bernhard, Abbt zu Clairvaux in Frankreich, um seine Vorsprache bey dem Pabste gewendet, weil die Vorsprache eines Mannes sehr gültig war, der in seiner Zelle Staatsminister, und an den Höfen, so oft er erschien, Regent war; wenigstens durch seine Beredtsamkeit über einfältige Herzen alles erhielt.

Man siehet aus der Verschreibung Alphonsi an ihn vom Jahr 1143, daß er sich, sein Reich, sein Volk und alle seine Nachfolger in der heiligen Maria zu Clairvaux Schutz und Schirm übergeben, und dagegen an die dasige Kirche jährlich fünfzig Maravedis an Golde als eine

Abgift oder Rente zu bezahlen versprochen, deren Abtrag, auch die noch vorhandenen Quittungen bescheinigen.

Weil sich **Alphons** der Worte in modum feudi et vassalitii bedienet, deren Bedeutung damals weiter nichts als eine Rente oder Abgift anzeigte, welches gleich alte Stellen beweisen: so ist es den Aebten zu Clairvaux eingefallen, auf Portugall, bey Erledigung des Thrones nach dem Tode des Cardinal Heinrichs, als auf ein erledigtes Lehen Anspruch zu machen, der von Spanien damals mit Verachtung angesehen worden, und von der Welt jezt noch mit lautem Gelächter gelesen wird.

Die Dankbarkeit des neuen Königs gegen den Pabst konnte wol nicht geringer seyn als gegen den Abbt zu Clairvaux. — **Alphons** schreibt selbst: quocirca ego Aldephonsus, D. G. R. Port. per manus Domini G. Cardinalis apostolicae sedis, Legati Domini nostri Innocentii Papae terram quoque meam B. Petro & S. R.

R. Ecclesiae offero sub annuo censu videlicet quatuor vnciarum auri ea conditione atque tenore, vt omnes, qui terram meam post decessum meum tenuerint, praedictum censum B. Petro persoluant, vt ego tanquam proprius miles B. Petri et rom. pontificis. Um den Stoff zu den Reflexionen vollständig zu machen, wollen wir noch anführen, daß die vier Unzen laut einer Quittung vom Jahr 1213. würklich bezahlt worden, ob es gleich nachher mag aufgehört haben.

Nun war nichts übrig, als sein Reich durch innere Einrichtungen zu befestigen, welches auch durch die Haltung des berühmten Reichstages zu Lamego im Jahr 1143 geschahe, welchen wir in dieses Jahr, und nicht in 81 setzen, da die äußere Wahrscheinlichkeit und innern Umstände der noch vorhandenen Urkunde dieses erfordern. Außer der festgesezten Erbfolge, die wir schon angegeben, betreffen diese Gesetze den Adel und die peinlichen Gerichtsfälle.

Die

Die Stiftung des Ritterordens zu Avis im Jahr 1146 kann als eine Folge der genommenen Maaßregeln zur Befestigung der königlichen Gewalt angesehen werden. Von Seiten des Pabsts war eben keine Bestätigung des königlichen Titels mehr nöthig gewesen, allein wir finden sie schon im Jahr 1153 wieder vom Pabst **Eugenius**.

Die Vergrößerungsbegierde, die dieser König während seiner langen Regierung immer bey sich gefühlt hat, fand nach dem Tode **Alphonsi Ramonis** im Jahr 1157 eine bequeme Gelegenheit zu ihrer Befriedigung. Die thörichte Theilung des Reichs, die fast jeden damaligen Regenten in seinem Testamente verächtlich macht, hatte auch damals dem ältesten von **Alphonsus** Söhnen, **Sanctius III. Castilien**, und dem andern, **Ferdinand**, unsers **Henriquez** Eydame, **Leon** verschaffet. Im Jahr Christi 1166 fällt der **Portugiese** in **Gallicien** ein, greift **Badajon** an, der zwar einem **Mauren** gehörte, der aber dem

König von Leon bothmäßig war, und reizt diesen dadurch zum Aufbruch mit einem Heere gegen sich, vor dem er sich nun eiligst zu Pferde mit der Flucht retten will, im Thore aber durch das Gegenrennen an einem Riegel den Schenkel verletzet, und außer Stande, ein anderes Pferd zu besteigen, seinen Feinden in die Hände fällt. Der Eydam war großmüthig genug, ihn seine Freyheit um keinen höhern Preiß, als durch die Herausgabe des in Gallicien eroberten, erkaufen zu lassen. Die Beyspiele von solcher Großmuth verdienen, wegen ihrer Seltenheit, eine Auszeichnung.

Die neugestiftete Freundschaft zwischen dem Schwiegervater und Schwiegersohne scheint königlich gewesen zu seyn. Denn als der erstere, unser Alphons, im Jahr Christi 1176 bey Santaren gegen den Maurenkönig von Sevilien im Felde stand, und von dem Anzuge des Leoner benachrichtiget ward, entschloß er sich, aus Mißtrauen gegen des leztern Gesinnungen, alles

anscheinenden Nachtheils unerachtet, eine Schlacht zu wagen, darinne ihm der Sieg abermals, seinem Vorgeben nach, durch ein Wunder verschaffet wurde. Denn bey dem Gefühle seiner Schwäche soll er seinen Schutzengel und den Engel **Michael** um Beystand angeflehet, und in der Hitze der Schlacht, als er herbey sprang, seine Hauptfahne zu retten, einen geharnischten Arm, oben mit einem Engelsflügel bedeckt, neben ihm streitend wahrgenommen haben, als ein Zeichen seiner Erhörung und als die Ursache seines Muthes und Sieges. Zur Dankbarkeit stiftete er den Ritterorden St. **Michaelis de ala**, der aber wieder verloschen.

Dieser neue Sieg scheint die berühmte Bulle vom Pabst Alexander III. darinn die Bestätigung des Königreichs **Portugall** enthalten ist, und die man sonst für die erste über diesen Punkt gehalten hat, veranlasset zu haben, obgleich der König vermuthlich zu einer bessern Gewißheit aufs neue darum ersucht hat, wie denn die Nach-

folger

folger des Pabstes, von dem die Rede ist, Clemens III., Innocentius IV., Honor. III. gleiches gethan haben.

Aequum est autem, sagt der Pabst, vt quod ad regnum et salutem populi ab alto dispensatio caelestis elegit, apostolica sedes affectione sincera diligat et iustis postulationibus studeat efficaciter exaudire. Welche Worte die Urkunde über das Wunderwerk zu bestätigen scheinen.

Der Tod dieses Königes fällt in das Jahr Christi 1185, so daß er ein Alter von fünf und siebenzig Jahren erreichet, und die Regierung sieben und fünfzig Jahre lang mit Ruhme geführt. Seine Nation hat ihm den Namen des Eroberers gegeben. Bey ziemlich vielem Glücke, das er gehabt hat, sind auch Eigenschaften gewesen, die auf einem größern Felde, als Portugall seyn kann, sehr glänzend für die Nachwelt würden geworden seyn. Bedacht auf seine Vortheile, trieb er sie mit Gewalt durch, wo

diese zu brauchen war, und durch Demuth, wenn sie ihm was gewinnen konnte. Als ein Kenner der menschlichen Gemüther, nuzte er die Wunderwerke und sogar den Ehrgeiz der Päbste und der Mönche. Vielleicht verließ er sich auf die Stärke des Geistes bey seinen Nachkommen, welche das, was er an die Clerisey gegeben, wieder an sich bringen konnten. Allein dieses hat ihnen die Regierungen unruhig und den Thron sogar unsicher gemacht, wie der Verfolg lehren wird. Man hat sein Andenken in Portugall nicht bloß geehret, sondern auch geheiliget. Ausser dem Antrage um seine Canonisation, der von Johann III. an den Pabst geschehen, feyren die Mönche zu Alcobaza noch immer ihm zu Ehren einen Festtag in festlicher Kleidung; non tanquam pro ipso, sed de ipso.

Sein Sohn Sanctius I. kömmt in der Geschichte mit dem Beynamen El Poplador vor. Diese Beynamen der Könige sind sehr ofte zur Beschimpfung der Schmeicheley aufbewahrt, zuweilen ganz ohne Grund; zuweilen das Merk-

mahl,

mahl, daran das Volk seine Regenten unterschieden hat. Da Portugall unter dieser Regierung von Pest und Hunger sehr viel gelitten, und der König sich rühmliche Mühe gegeben, den angerichteten Schaden wieder zu ersetzen: so hat ihn die Geschichte mit diesem Namen dafür belohnt, einem der größesten für einen Regenten, wenn er ihn verdienet. Gleich im Jahr Christi 1188 machte sich der König der Gegenwart einer aus Holländischen, Friesischen und Dänischen Schiffen bestehender Flötte, die nach dem gelobten Lande segeln wollte, zu Nutze, um Silves in Algarbien durch seine damit vereinigten Galeeren den Mauren abzunehmen, worinn es ihm auch nach einer zwey monatlichen Belagerung glückete. Die Eroberung des Platzes war wichtig, weil die Könige von Portugall dadurch festen Fuß in Algarbien fasseten. Es war in der That das Schicksal Portugalls, daß Fremde für dasselbe manches erobert, die aber freylich sich dafür wenigstens durch die Beute belohnten, die ihnen in solchen Fällen angewiesen wurde.

Man weiß nicht, ob man dem Geiste der damaligen Zeiten mehr die Lust nach dem Gelde und zum Raube, oder zum außerordentlichen beylegen solle.

Die Unruhen unter dieser Regierung, zu denen der Vater allerdings den Grund gelegt hatte, nahmen sehr früh ihren Anfang. Vater und Sohn machten in dem Punkte, der die Clerisey und den Pabst betrifft, einen wahren Kontrast. Die Politik, die den erstern zur Freygebigkeit bewogen hatte, rieth dem andern sparsam zu seyn, und sein Ansehen zu bewahren, dem er das Uebergewichte über das geistliche geben mußte, der nächste Weg um Unterthanen aufzuwiegeln, die einmal aufgebracht, die gefährlichsten sind.

Innocenz III. erzählt unserm Sanctius, daß sein Vater außer den vier Unzen Goldes, die der Pabst blos für eine Erkennung seiner Pflicht gegen den Stuhl **Petri** anzusehen scheinet, zur Dankbarkeit für den Königstitel auch hundert Byzantinische Goldstücke, als jährlichen

Zinß

Zinß für die Römische Kirche, ausgesezt habe, die von dem Sanctius unter dem Vorwande verweigert wurden, daß sie durch tausend solcher Goldstücke auf zehn Jahre im voraus abgetragen wären, welches doch eine besondere Schenkung gewesen.

Man kann vermuthen, daß die Clerisey in Portugall an dem Unmuthe des Pabstes Antheil genommen, der sich durch das Betragen des Bischoffes von Porto gegen den Erbprinzen äußerte, indem der erstere bey der Vermählung des Prinzen mit Urraca von Castilien, welche Ehe wegen der nahen Verwandschaft für ungültig gehalten worden, nicht nur nicht erschien; sondern ihn auch bey seiner Ankunft in Porto nicht einholte. Erbittert über dieses unehrerbietige Betragen, ließ ihn der König nebst seinem ganzen Anhange in engen Verhaft bringen, woraus er sich doch durch einiges Nachgeben loswickelte, aus Furcht nur, seiner Appellation nach Rom entsagen zu müssen, wohin er

so=

sogleich darauf entwischte, und die Schlichtung des Streites dahin brachte, daß er außer der völligen Wiedereinsetzung alle Eingriffe des Königes in seine Diöces und alle eigenmächtige Rechtschaffung, die von ihm mußte gesucht werden, verhinderte, dagegen er das Interdict aufhob, das geringste, was er nach solcher Befriedigung seines Stolzes thun konnte.

Der Haß des Königes gegen die Clerisey mußte nach solchen Vorfällen nothwendig steigen, so wie fast seine Liebe für die geistlichen Ritterorden zunahm, die der Staat wenigstens noch nützen konnte, und die er mit einigen Städten beschenkte. Der Triumph des Bischoffes zu Porto munterte seinen Amtsbruder in Coimbra zu nämlichem Widerspenste gegen den König und sogar zur Vorlegung seiner Beschwerden auf, die wir anführen müssen, weil sie Züge zur Physionomie des Königs enthalten, welche die gewöhnlichen Geschichtschreiber übersehen, und der Philosoph mit Fleiß aufsucht. Er beschuldigte den König,

daß er die Geistlichen auf alle Art drücke, indem er seine Schützen, Hunde und Rosse, bey ihnen einlegte, sie für weltliche Gerichte forderte, in Verhaft zöge und durch Spöttereyen verachtete; worunter er anführt, daß es der König, seiner Sage nach, für einen unglücklichen Tag halte, wenn ihm ein Geistlicher zuerst begegne. Die Gegenwart einer Wahrsagerin um den König, die er ihm ebenfalls zur Last legt, ist für uns unerheblich. Der Bischoff war gezwungen, seine Diöces mit dem Interdicte zu belegen, weil der König auch sogar seine Vorstellungen verachtete; die Appellation an den Pabst ward gleich mit angehängt, weil er die Aufhebung des Interdicts durch den Bischoff von **Braga** befürchtete, der des Königes Parthey scheint gehalten zu haben.

Nach einem solchen Schritte glaubte sich der Bischoff nur in **Rom** sicher, wohin ihm der Weg durch seine Aufhebung verrennet ward, und sein Kaplan nur verkleidet entkommen konnte,

dem

dem der Pabst so wie dem Bischoff durch vergebliche Ermahnungen zu Hülfe kommt, die nur erst auf dem Todbette, wo so ofte für den Aberglauben partheyische Aussprüche geschahen, im vollen Nachdrucke unempfindlich werden, und ihm zur Reue über das gethane, zu einem vortheilhaften Testamente für die Geistlichkeit, das der Erbprinz genehm halten muß, und zu einer demüthigen Bitte um die Bestätigung des Pabstes für diese lezten Anordnungen beweget, die der zufriedene Pabst in einem doppelten Breve überschickt, das aber der König, weil er schon 1211 im März gestorben, nicht mehr zu seinem Troste sehen konnte.

Alphons II. El Gordo oder der Dicke, zeigte bald nach der Besteigung des Thrones, daß auf demselben ein ganz neuer Gesichtspunct für die vorigen Gegenstände sey. Die Länder und Städte, welche in dem väterlichen Testamente mit seiner gezwungenen Einwilligung an die Brüder und Schwestern waren vermacht wor-

den, sollten bey der Krone bleiben, und die beyden Brüder, die sich nicht für stark genug hielten, den Besitz des Vermächtnisses zu erzwingen, und zu königlich dachten, um ihn von der Hülfe des Pabstes zu erbetteln, giengen aus dem Reiche und fanden ihr Glück, jeder durch die Heyrath mit einer reichen Erbin. Die beyden Schwestern hingegen, deren die eine Theresia, geschiedene Königin von Leon war, schämten sich nicht, den päbstlichen Schuz zu begehren, den ihre Brüder verschmähet hatten, und der Pabst, dessen Staatskunst sich hier unter dem Titel der Vertheydigung des Testamentes verstecken konnte, säumte nicht, die schärfsten Ermahnungen an den neuen König zum Vortheil der Prinzeßinnen ergehen zu lassen. Sie würden aber vielleicht ohne Erfolg gewesen seyn, wenn nicht eine andre Hülfe, die nur die Denkungsart jener Zeiten verschaffen konnte, einen Vergleich veranlasset hätte. Der König von Leon glaubte seiner ehemaligen Gemahlin noch den Ritterdienst schuldig zu seyn, daß er den Portugiesen zwänge,

die

die Belagerung des Ortes, wo sich die Prinzessinnen aufhielten, aufzuheben, welches auch geschahe, und den gedachten Vergleich heraus brachte, daß der König die Oberherrschaft über die streitigen Städte, die Tempelherren ihren Besitz und die Prinzeßinnen die Nuznießung haben sollten. Dies fällt in das Jahr Christi 1216.

Das folgende zeichnet sich durch die Eroberung der Stadt Alcasser do Sal aus, die abermals durch den Beystand einer niederländischen Flotte, worauf Graf Willhelm von Holland den Befehl führte, den Mauren entrissen ward. Es sollen viele Proselyten nachher gemacht worden seyn, über die sich der Verehrer der wahren Religion, in Betrachtung des damaligen Zustands der Christenheit, nicht sehr freuen kann.

Die Klerisey hatte schon während der ersten Streitigkeiten des Königes mit seinen Schwestern

die Parthey der leztern, die auch die Parthey des Pabstes war, unter ihrem Anführer Stephanus, Erzbischoff von Braga, so stark genommen, daß der König bey einer neuen Bewegung, die wegen des Streites über die Kirchenfreyheiten nie fehlen konnte, den Erzbischoff aus dem Reiche jagte, und weder durch die scharfen Briefe des Pabstes Honor. III. noch durch die darauf erfolgten Bannflüche seiner eigenen Clerisey zur Aenderung konnte gebracht werden. Er starb unter dem Banne im Jahr 1223; und mehrere solche Beyspiele hätten die Päbste noch früher, als es nun geschehen ist, belehren können, daß ihre Macht auf der Schwachheit der Könige beruhe, und sie aufhören müßten, Herren der Großen vorzustellen, sobald diese lernten Könige zu seyn. Sein Sohn Sanctius II. folgte ihm, mit dem Beynamen Capellus, oder Capelo, den ihm der Aberglaube seiner Mutter verschaffet hatte, weil sie ihn eine Zeit lang eine Mönchslarve zur Erfüllung ihres Gelübdes wegen seiner Genesung von einer schweren Krankheit

heit zu tragen genöthiget. Dieser neue König empfand die Folgen der Nachsicht, welche der Stifter seiner Monarchie gegen die Clerisey gehabt hatte. Der Zwist mit seinen Tanten, wegen der vermachten Städte, nahm sogleich wieder seinen Anfang, und ward zwar nach einem neuen Hülfszuge, den der König von Leon leistete, dahin beygelegt, daß dem Könige die Huldigung, den Prinzeßinnen die Nutznießung verbleiben; der Rückfall aber nach der leztern Tode an den erstern geschehen sollte. Hingegen konnte die Quelle dieser Zwistigkeiten nie verstopft werden. Die Geistlichen hatten das Interdict gegen Ersetzung ihres erlittenen Schadens aufgehoben; und jeder Schritt des Königes, der seine Gewalt dahin ausbreiten wollte, wohin sie gehen muß, hieß ein Eingriff in die Rechte der Geistlichkeit. Honor. III. im Jahr 1227, Gregor. IX. im Jahr 1231, und eben derselbe zwey Jahre nachher, ermahnten und drohten; vornemlich sollte der Bischoff von Porto in seinem Eigenthume über diese Stadt nicht geirret wer-

 den.

den. Die Regierung war taub gegen solche Vorstellungen, und was noch schlimmer ist, verhaßt bey den Portugiesen, weil sie sich in den Händen der königlichen Gemahlin Namens Mentia befand, deren Unfruchtbarkeit, und nahe Verwandschaft mit dem Könige Verdruß und ärgerliche Beyspiele verursachte: cum illius exemplo nobiles in Lusitania vetita matrimonia exercerent. Aus dieser Stelle, so wie aus einer andern in den Briefen Innocent. IV. quarto nimirum consanguinitatis gradu vxorem contingere, läßt sich die Rechtmäßigkeit ihrer Ehe mit dem Könige gegen die gemachten Einwürfe erweisen.

Das Mißvergnügen der Nation, oder derer, die sich anmaßeten, die Nation vorzustellen, stieg bis zu dem Grade, daß der Erzbischoff von Braga, die Bischöffe von Porto und Coimbra als Abgeordnete zu dem Pabste Innocent IV. nach Lion geschickt wurden, um die Absetzung des Königs und den Auftrag der Regierung an Don

Alphons

Alphons des Königes Bruder zu erhalten. Der Pabst aus Italien durch die Armee des Kayser Friedrichs II. verjagt, hielt damals eine Kirchenversammlung zu Lion, um den Kayser des Throns zu entsetzen, und war froh, einer solchen Gelegenheit habhaft zu werden, dabey er im kleinern ein würksames Beyspiel seiner Macht geben konnte. Denn die Thorheit der Unterthanen ward immer die Weisheit des Pabstes.

Don Alphons lebte damals unter dem Titel eines Grafen von Boulogne, in Frankreich, den er mit Mathildis, Erbgräfin auf Boulogne und Dammartin und verwittweten Gräfin von Clermont, Schwägerin Ludwigs VIII. von Frankreich, durch seinen Halbbruder, erheyrathet hatte, wohin er vermuthlich seinem regierenden Bruder zu entweichen gekommen, und im Jahr 1235 durch diese Heyrath glücklich geworden war. Obscuris artibus ad regnum nitebatur, sagt Rainaldus von ihm.

Man darf sich also nicht wundern, daß er sich von den vergnügten Abgeordneten zur An-

nahme der Regierung unverzüglich in Paris bereit finden ließ, wo er in die Hände des päbstlichen Legaten den Eyd über seine künftige gute Regierung ablegte, und in Begleitung des päbstlichen Breve und der portugiesischen Stände nach Portugall von dar abreisete. Sanctius war vermuthlich auf einen solchen Schlag nicht vorbereitet und rettete sich also nach Castilien, um dort Hülfe zu finden, die ihm blos aus Furcht vor den päbstlichen Bannstrahlen entstand; obgleich der Kayser Friedrich II. dem dieses Beyspiel zunächst ins Haus kam, alle Könige und Fürsten ermahnte, aufmerksam zu seyn, und mit gerechtem Unwillen zu betrachten, qualiter in regno Portugalliae pontifex honoris sibi vsurpauerit dignitatem.

Es gereicht dem Sanctius zur Ehre, noch mehr denen von seinen Unterthanen, die wir hier anführen müssen, daß nicht alle die Treue gegen ihn vergessen, indem sich Martin Freytas zu Coimbra und Ferdinand Pacheco zu Colo-

rico

rico so lange gegen Alphons vertheidigten, bis sie von dem Tode ihres rechtmäßigen Herrn, der zu Toledo 1248 erfolgt war, gewisse Nachricht eingezogen hatten.

Alphonsus III., mit dem Beynamen El Restaurador, bestieg nun ohne Widerrede den durch den Tod erledigten Thron, an dem er erst als Regente des Reiches gesessen hatte, und zeichnete sich sogleich 1249 durch die Eroberung der Stadt Faro in Algarbien aus, wo seine Vorfahren schon durch den Besitz von Silves festen Fuß gefasset hatten. Im Jahr 1251 gieng er über den Fluß Guadiana, mit dem glücklichsten Erfolge, so daß er bis in Andalusien drang, weil jene Provinz einen Theil von dieser damals unter sich begriff. Als er aber auch im Jahr 1253 vor Niebla rückte, wurde von Alphons dem X. in Castilien, den der Herr des Orts Mahomet Aben-Afen, ein Maure, als seinen Schuzherrn zu Hülfe gerufen, über den Fluß Guadiana mit einem Verluste so gar des dis-

seiti-

seitigen Theiles von Algarbien zurück gejagt; welches ihn zu dem Vergleiche nöthigte, Castiliens Obereigenthum über Algarbien zu erkennen, und den Antrag einer Vermählung mit Beatrix, Alphonsens natürlicher Tochter von Maria Guillen von Guzmann, ohne großen Widerwillen, wie es scheint, genehm zu halten. Dieser Ehe stand freylich seine noch lebende Gemahlin Mathildis im Wege, die aber gegen eine schöne und vortheilhafte junge Prinzeßin nichts als alte Rechte zu ihrer Vertheidigung vor sich hatte, dagegen aber der König, der die auf dem Throne so seltene Tugend der Dankbarkeit noch nicht gefunden hatte, mit vieler Aufrichtigkeit ihr abgelebtes Alter, und mit vieler Unverschämtheit ihre Unfruchtbarkeit vorschüzte. Denn sie hatte in ihrer ersten Ehe würklich eine Tochter gebohren, die schon im Jahr 1235 an Gaucher von Chatillon verheyrathet worden; Söhne aus ihrer Ehe mit unserm Alphonsen werden ohne hinreichende Beweise angegeben, obschon Catharina von Medicis von einem dieser

Söhne

Söhne ihre Abkunft herleitete, um ihre Ansprüche auf Portugalls Thron zu gründen.

Die arme Verlassene wandte sich an den Pabst und an den König von Frankreich, die ihr keine Befriedigung verschafften. Denn Alphons vollzog mit seiner jungen zwölfjährigen Gemahlin die Ehe im Jahr 1254, aller Einwendungen, und sogar des Interdicts vom Bischoff von Compostel im Jahr 1258 ohnerachtet, und sie brachte im Jahr 1260 den Erbprinzen Dionysius zur Welt. Der Mathildis blieb nun nichts übrig als zu sterben, wozu sie sich im Jahr 1261 entschloß, und dem Reiche Portugall die Entbindung von den geistlichen Censuren durch ihren Tod verschaffte, welche Rom nun nicht mehr verweigern konnte.

Alphons, der nun des Castilianers Eydam geworden war, konnte jezt desto leichter die streitige Sache in volle Richtigkeit bringen, worinn es ihm auch im Jahr 1264 unter diesen

Bedin-

Bedingungen glückte, daß ihm der portugiesische Antheil als Eigenthum verbleiben, Castilien aber die Fruchtnüßung davon haben sollte, die ihm doch gleichfalls im Jahr 1267 gegen den Dienst von fünfzig Lanzen, so oft Castilien sie nöthig hätte, erlassen wurde, bis endlich der Großvater bey dem Besuche, den der Enkel **Dionysius** zu **Sevilien** bey ihm ablegte, aus Gefälligkeit gegen den Enkel auch den Lanzendienst im Jahr 1269 aufhob, wodurch **Algarbien** eine eigene Provinz von **Portugall** ward.

Man würde vermuthet haben, daß dieser König, den die Clerisey gleichsam mit ihren Händen gemacht haben, ihr hätte vollkommen ergeben seyn müssen. Allein man fühlt auf dem Throne die Einschränkungen der Gewalt mit Widerwillen, die man sich als Privatmann hat gefallen lassen, wenn sie die Bedingungen der Befriedigung des Ehrgeitzes sind.

Schon 1268 entstand zwischen dem König und dem Erzbischoff zu **Braga** ein Zwist, ohne

Zwei=

Zweifel über die zwischen der Krone und dem Hirtenstabe immer streitigen Punkte. Der Bischoff ergriff die alten Mittel zu seiner Vertheidigung; er gieng nach Rom, nach ausgesprochenem Interdicte. Clemens IV. schickte den Domherrn von Narbonne Folquin mit der Vorschrift eines Vergleichs nach Portugall, der zwar angenommen, aber von gleichen Folgen ward, wie alle erzwungene Verträge. Im Jahr 1272 glaubten verschiedene Bischöffe schon wieder genöthiget zu seyn, mit ihren Beschwerden nach Rom zu eilen, von dar Gregorius X. heftige Briefe nach Lissabon zur öffentlichen Vorlesung schrieb, und endlich auf die fortwährenden Ausflüchte des Königes im Jahr 1275 ein scharfes Breve abgehen ließ, darinn dem Könige zur Befolgung der päbstlichen Befehle nur kurze Frist gelassen, auf den Weigerungsfall aber die Entbindung seiner Unterthanen von ihrem Eyde der Treue angedrohet war. Den König, der sich zum erstern nicht verstehen wollte, befreyete der Tod des Pabstes im folgenden Jahre,

von

von dem leztern, und die Ermahnung des neuen Pabstes Johannis des XXI. vom Jahr 1277 richtete das nicht aus, was fast immer dem Sterbebette vorbehalten war, auf dem auch dieser König im Jahr 1279 seine Widerspenstigkeit bereuete, aufs künftige wahren Gehorsam für den Römischen Stuhl versprach, und sich darauf von dem herbeygerufenen Abbt zu Alcobaza, Stephanus, von den Censuren der Kirche entbinden ließ, der Tod fand ihn nun auf diesem Bette mit der Kirche ausgesöhnt.

Die Regierung seines Sohnes **Dionysius** ist glorreich und nur durch die Unruhen unglücklich, die der beste Regente nicht immer hindern, durch seinen Muth nur dämpfen kann; die Widerspenstigkeit eines Bruders, die heimlichen Ränke einer Gemahlin, die sich in das Register der Heiligen eingeschlichen, und mit mehrerem Rechte unter dem starken Verzeichnisse böser Weiber stehet, und die Rebellion eines Sohnes. Mit den Händeln zwischen ihm und dem

Pabste

Pabste müssen wir sogleich den widrigen Anfang machen.

Der König fordert von der Geistlichkeit die Befreyung seiner Ländereyen vom Zehnten, die Enthaltung von dem Ankaufe mehrerer Grundstücke und die Einstellung ihres langen Aufenthaltes zu **Rom** und zu **Paris**, des Studierens halber, wodurch das Geld aus dem Lande geschleppet wurde; Forderungen, die des Königes Einsicht in die wahre Regierungskunst eben so viel Ehre machen, als die Verweigerung der Gesinnung der Geistlichkeit für das gemeine Beste, Schande. Die geistlichen Censuren, welche seit dem durch das Urtheil der Nachwelt so verächtlich verdammet worden, waren über das Reich ergangen, und hatten den König im Jahr 1289 zu einem demüthigenden Vergleiche mit dem Pabste **Nicolaus IV.** über zwey und vierzig streitige Punkte genöthiget, die wie die erwähnten für die Clerisey vortheilhaft, nachtheilig für das Reich entschieden waren. Kaum war dieses vorüber, so mußte der Kö-

nig fühlen, daß oft eine Familie noch schwerer als ein Reich zu regieren sey, und der Ort, wo er von der Last der Reichsgeschäfte ausruhen sollte, ward der Aufenthalt, den er verabscheuen mußte. Sein Bruder Alphonsus, dem Portalegre an den Castilianischen Gränzen angewiesen worden, hatte ihm durch seine unruhige Einmischung in die Castilianischen Händel, Verdruß und die Gefahr eines Antheiles daran verursachet. Im Jahr 1299 gieng er ihm auf den Halß, und der Bruder erhielt blos durch die Vermittelung seiner Mutter **Beatrix** und der Königin **Elisabeth** Gnade, welche er durch die Abtretung des gefährlich gelegenen **Portalegre** und Annehmung eines andern angewiesenen Aufenthaltes verdienen mußte.

Das Schicksal der Tempelherren, deren beschlossene Ausrottung in die Jahre 1308-1312 fällt, die in **Frankreich** mit französischer Grausamkeit, und in **Spanien** und **Engelland** mit Ungerechtigkeit vollzogen worden, davon die Politik

litik vielleicht den Vorsaz, die Menschheit niemals die Mittel dazu vertheidigen kann; dieses Schicksal würde in Portugall durch das Betragen unsers Dionysius ungemein erleichtert. Er erhielt nemlich im Jahr 1319, vermittelst einer ansehnlichen Gesandschaft in Begleitung eines Geschenkes an tausend Dublonen von dem Pabste Johannes XXII. die Erlaubniß, den Orden Christi zu stiften und die Güther der Tempelherren demselben zuzuwenden, so daß in Portugall blos ihr Name vertilget worden. Man hat angemerkt, daß der Pabst Clemens V. und Philipp der Schöne in Frankreich nicht lange nach der Ausführung ihrer Entwürfe gegen die Tempelherren, gleichsam aus einer göttlichen Bestrafung dieser That, verschieden, und dieses beweiset wenigstens, daß ihre Zeitgenossen dieselbe in ihrem Herzen verdammet haben.

In Portugall finden wir nun den Sohn in den Waffen gegen den Vater. Der Haß des erstern gegen seinen natürlichen Bruder Al-

phonsus Sanctius, der nebst der Gunst des Vaters die Oberhofmeisterstelle besaß, und vermittelst einer Unterhandlung mit dem Pabste Johann XXII., obgleich unerwiesen, zur Thronfolge bestimmet seyn sollte. Dieser Haß, verbunden mit dem stiefmütterlichen und der Eifersucht der Königin, eines noch dazu frommen Weibes, hatte diese Flammen zum Ausbruche gebracht, dazu die ersten Funken vielleicht in der Hitze des Temperaments und damit verbundenen Begierde zu herrschen, längstens lagen. Der König wollte den Rebellen in Cintra überfallen, um alles auf einmal zu ersticken; allein die Mutter, die die Parthey des Sohnes ergriff, wie die Mütter meistens, etwa weil die Söhne jünger sind als die Ehemänner, verrieth den Anschlag, und erhielt dadurch außer der Freude über den Verdruß ihres Mannes ihre eigene Verweisung nach Alenquer. Die Unruhen hingegen dauerten bis in das Jahr 1322, als er endlich zu einem nichts entscheidenden Treffen und darauf zur Aussöhnung kam, wenn in solchen Fällen

könig,

königliche Väter herzlich vergeben, und ehrgeizige Söhne sich aufrichtig demüthigen können. Der Erbprinz that wenigstens das leztere äusserlich zu **Leyria**, und **Sanctius**, die vorgeschüzte Ursache dieses Zwistes entfernete sich vom Hofe, um in den Feldzügen in **Castilien** Verdienste zu weisen, die kein so naher Neid verfolgete.

Er kam aber leyder schon im folgenden Jahre von dar wieder zurück und vermuthlich mit neuem Glanze an den Hof, zum nagenden Verdrusse des Erbprinzen, der zum Scheine um eine Vermehrung seiner Jahrgelder bat, und nach deren Verweigerung auf einem ordentlichen Reichstage abermals zu den Waffen griff. Das Schicksal der Krone sollte eben durch eine Schlacht bey **Lumiar** entschieden werden, als die Mutter und Gemahlin auf einem Maulesel in Begleitung des Erzbischoffes zu **Lissabon** unvermuthet erschien, und ein Treffen hinderte, dessen Ausgang für jeden Theil traurig oder schröcklich müßte gewesen seyn. Der Vater zog sich nach **Lissabon**, der

Sohn nach Santaren, wo er auch ruhig blieb, bis der Vater, der in Santaren gerne war, und auch dort vom Sohne gerne aufgenommen war, dahin kam, aber in Begleitung seines Sanctius; worauf ein Handgemenge entstund, worüber der König sich eben nicht weiter Gerechtigkeit verschaffete: sondern die gänzliche Entfernung des Sanctius vom Hofe nebst der Erledigung seines Hofamtes bewilligte, wahrscheinlich, weil Könige, wenn sie ihren Tod in der Nähe fühlen, die Last der Krone sich so leichte zu machen suchen, als möglich. Der König stirbt im Jahr 1325, ohne deswegen den Herzen seiner Unterthanen zu entsinken, die sein Andenken sogar in Sprüchwörtern aufbewahren; der deutlichste Beweiß von der herrschenden Denkungsart einer Nation. Das eine davon: **Dionys** konnte, was er wollte: macht seinem Geiste so viel Ehre, als das andre: freygebig wie ein **Dionys**, seinem Herzen, die nöthigste Verbindung, um Größe ohne Güte, und Schwachheit mit Milde, in dem Karakter zu entfernen.

Der Philosoph wird den Umstand aus der Regierung dieses Königes nicht gerne missen, daß er für den Ackerbau seines Landes gesorget, und seine Aufmerksamkeit auf dessen Produkte so weit getrieben, daß er Gold aus dem **Tago** waschen lassen. Hingegen geschieht es blos zur Befriedigung der Neugier und nicht der Gerechtigkeit, wenn wir von seiner Gemahlin **Elisabeth** noch anmerken, daß sie eine Arragonische Prinzeßin gewesen, mit dem **Dionys** nach einer feyerlichen Anwerbung im Jahr 1382 vermählt, als eine Heilige in **Portugall** zuerst und nach der Canonisation des Pabstes **Urban** VIII. im Jahr 1625 nachher in der ganzen Kirche verehret worden. Ihr Tod fällt in das Jahr 1336.

Alphons IV. gebrandmarket mit der Rebellion gegen einen Vater, erwirbt sich auf dem Throne, den er jezt bestieg, den Namen des **Kühnen und Tapfern**, und ist wenigstens bey der Nachwelt nicht verächtlich. Seine ersten Uneinigkeiten mit **Castilien**, die beynahe allen

Christen verderblich geworden wären, entsprungen zum Theil gewiß aus der Quelle, woraus schon so viel Unglück für ganze Staaten geflossen ist; den Heyrathsverträgen mit Prinzeßinnen.
J. C. 1330. Sein Infante **Don Petro** wurde erst mit **Blanca**, Tochter des Infanten **Don Petro** von **Castilien**, Oheim des dort herrschenden Alphonsi, der eine Tochter von **Portugall** als Gemahlinn hatte, verlobet, die zu ihrer Erziehung nach **Portugall** gebracht wurde. Diese frühe Versendung hat fast niemals der Absicht der Nationen zugesetzet. Auch dießmal wurde auf einem Reichstage zu **Santaren** fünf Jahre nachher beschlossen, daß die Prinzeßin ihrer schwachen Leibesbeschaffenheit wegen zurück gesendet, und die **Constantia**, eines **Castilianers** Tochter, für den Infanten gewählt werden sollte. **Alphons** in **Castilien**, der außer dem Trotze, den er litt, durch die Verbindung mit der Tochter eines seiner ärgsten Feinde, aufgebracht war, bekriegte **Portugall** und ward nur durch die nahe Gefahr vor den **Mauren**, die **Ali Boacen**, König von **Marocco**,

rocco, in sein Land geführet und durch die Vereinigung mit dem König von **Granada** noch dringender gemacht hatte, zum Frieden bewegt, darinne unter andern Bedingungen die Abreise der **Constantia** aus **Spanien** nach **Portugall** feste gesezt ward. Kurz darauf lieferten im Jahr 1340 beyde Könige am Flusse **Salado** die berühmte Schlacht bey **Tariffa**, darinn sie gegen eine ungeheure Menge von Feinden, der Muthlosigkeit ihrer Soldaten beym Anfange ohnerachtet, durch einen weißlich vertheilten Angriff von drey Orten her, einen der vollständigsten Siege erfochten, der beyde mit Ruhme überhäufet, den Pabst zu **Avignon** zu ungewöhnlichen Freudensbezeugungen bewogen, und den **Ali Boacen**, als einen zweyten **Xerxes**, den Sitten, dem Uebermuthe und dem Schicksale nach in einem elenden Boote nach **Afrika** zu fliehen genöthigt hat. Die Anmerkung über den Kreislauf der Begebenheiten, die nur der Zeit und dem Namen nach ofte verschieden sind, dringet sich in der Geschichte allenthalben auf, und verdienet, wenn sie auch schon sehr ge-

mein ist, noch eher hingesezt zu werden, als die weit gemeinern Lügen der Chroniken, die sich auch hier nicht schämen, über zwey hundert tausend Todte von den Mauren, und nur zwanzig von den Christen anzusetzen.

Die blutigen Auftritte erfolgen von dieser Zeit an innerhalb Portugall. Der Infante Don Pedro hatte im Jahr 1344 seine Gemahlin Constantia, die vier Kinder zurück ließ, verlohren; und nach deren Tode seine Liebe auf eine Portugiesische Dame, Agnes von Castro, gewendet, die den Mangel einer königlichen Geburt durch ihre Schönheit und Eigenschaften so weit ersezte, daß er sich dieselbe insgeheim antrauen ließ. Die Zeugen der begünstigten Zärtlichkeit erschienen, und die Trauung war sorgfältig verborgen. Weil aber der Erbprinz alle fernere Vermählungen ausschlug, und jeder voraus sah, daß unter der künftigen Regierung der Bruder der geliebten de Castro das vornehmste Ansehen am Hofe haben würde: so ward die Mißgunst der Hofleute durch

das leztere erweckt, und das erstere gab ihnen Anlaß zu schließen, daß wol eine rechtmäßige Ehe vorhanden seyn könnte. Sie sezten also dem Könige ins Ohr, daß wol die Enkel der ersten Ehe zum Vortheil derer aus der zweyten, die sie vermutheten, von der Thronfolge dürften ausgeschlossen werden, und die Weigerung, folglich der Ungehorsam des Infanten gegen seinen Vater, der auf eine neue schickliche Verbindung drang, blos durch die Wegräumung der heimlichen Gemahlin zu heben wäre. Der König beschloß nach einer ernstlichen Unterredung mit dem Kronprinzen, darinn dieser weder das Geständniß seiner Ehe gethan hatte, aus Furcht, noch die Vorschläge zu einer andern Vermählung angenommen hatte, aus Liebe, daß die Maaßregeln des Neides und der Grausamkeit sollten befolgt werden. Don Pedro gewarnt dafür durch seine Mutter und durch den Erzbischoff zu Braga, aber unachtsam auf diese Warnung, weil ihm sein gerechtes Herz ein solches Verfahren als unmöglich vorstellete, hatte sich kaum einer Jagd zu Liebe von Lissabon entfernet:

fernet: als der König nach Coimbra in das dortige Clarenkloster eilete, wo sich die de Castro mit den Kindern ihrer Liebe aufhielt. Die aufserordentliche Gegenwart des Königes lies sie ihr ganzes Unglück voraus sehen, und sie ergriff noch das einzige Mittel, das so oft die Grausamkeit, aber nur für den gegenwärtigen Augenblick entwaffnet hat. Sie warf sich nemlich dem erzürnten Könige und Vater, der nur die Gewalt des erstern kannte, und von dem Mitleiden des leztern nichts wissen wollte, von ihren Unschuldigen umringet zu Füßen, und genoß die Würkung dieses Hülfsmittels, aber mit seiner ganzen Einschränkung. Der König konnte zwar der plötzlichen Rühhrung der Sinne, und des dadurch erweichten Herzens nicht widerstehen. Aber kaum hatte das aus den Augen entfernte Bild seine Lebhaftigkeit verlohren; so würkte der Neid, welcher gegen alle Erbarmung gepanzert ist, den Befehl zur Hinrichtung der de Castro aus; der von drey Höflingen durch ihre eigene Dolche so gleich vollstrecket wurde. Man kann auf den Schmerz des

Infan-

Infanten aus seinem Entschlusse gegen den Vater sich zu empören schließen, davon die Folgen sehr bitter müssen gewesen seyn, weil die damaligen Geschichtschreiber schon angemerkt haben, daß diese Empörung dem Alphons das Herzeleid habe fühlen lassen, das er seinem Vater durch ein nämliches Betragen, das gewiß nicht auf nämliche Art konnte entschuldiget werden, verursachet habe. Doch wurden Vater und Sohn zwey Jahre nach der Ermordung der de Castro, nemlich im Jahr 1357 ausgesöhnet, dabey der Infant eydlich versprach, sich an den Mördern seiner Geliebten nicht zu rächen. Der König aber, der noch in diesem Jahre den Thron und das Leben verlies, rieth auf dem Todbette den Mördern, nach Castilien zu fliehen, weil er leicht vermuthen konnte, daß die Rache, die ein so heftiger Schmerz immer anfachete, das Andenken eines Eydes unterdrücken würde.

Petrus, der auf seinen Vater folgte, machte es auf dem Throne zu einer seiner ersten Be-

schäftigungen, den Mord seiner geliebten Agnes zu rächen, und ihr Gedächtnis zu ehren. Peter von Castilien, der einige nach Portugall geflüchtete Vornehme seines Reiches gerne in seiner Gewalt gehabt hätte, lies dem von Portugall die Auslieferung der Mörder seiner Gemahlin, die dem Rathe des sterbenden Alphonsi zu Folge in Castilien waren, gegen die nämliche Gefälligkeit anbieten, welches dieser auch sogleich annahm. Coello und Gonsalvez wurden also nach Portugall geschaffet, allein der dritte, Namens Pacheco, war, von der Unterhandlung benachrichtiget, zu rechter Zeit entflohen. Die beyden ersten wurden zu einem schröcklichen Tode geführt,
1360
und die erste Absicht war erreichet. Nun war
1362 noch die Rettung ihres rühmlichen Andenkens übrig, die der König durch Zusammenberufung der Vornehmsten seines Reiches veranstaltete. In dieser Versammlung machte er die päbstliche Vergünstigung zu seiner damals mit der de Castro in Gegenwart des Bischoffs zu Braga, vormals Dechants zu Braganza, und eines andern Herrn

seines

seines Hofes geschlossenen Vermählung an dem leztern Orte bekannt, die nach vorhergegangener Bestätigung der Aussage von dem Bischoff zu Braga, durch eben denselben zu Coimbra verlesen wurde. Zu Alcobaza endlich wurde der ausgehobene Leichnam der de Castro feyerlich und königlich beygesetzet, ein Grabmal von weissem Marmor errichtet, und ihr Bild mit der Krone auf dem Haupte darauf gesetzet. Wenn man auch geneigt wäre, das Gepränge und das Umständliche bey diesem Verfahren zu tadeln: so muß man doch die Zärtlichkeit eines Königes lieben, die ihren Gegenstand fast mit gleicher Wärme nach dem Tode als im Leben umfasset.

Wir finden sonst in der Regierung Peters des I. in Portugall wenig erhebliche Umstände mehr, die der Neugier nach großen Veränderungen Nahrung geben; aber der Philosoph wird noch einige Stücke bemerken, die mehr den Menschen als den König, oder um es besser zu sagen, die den königlichen Menschen schildern.

Ein Sohn hatte seinen Vater erschlagen. Der König, der sich nicht vorstellen konnte, daß die Natur das Ungeheuer eines Vatermörders hervorbrächte, frug die Mutter genau um ihren vorhergehenden Lebenswandel, und brachte endlich aus ihr das Geständniß von ihrem Umgange mit einem Mönchen, davon der angeklagte Mörder die Frucht wäre. Der König verfügte sich sogleich ins Kloster und lies den Ehebrecher vor seinen Augen hinrichten.

Man wird nun leicht begreifen, warum Petrus in der Geschichte mit dem Beynamen Crudelis erscheine. Außer dem zufälligen Umstande, daß Peter von Arragonien, und Peter von Castilien, die nicht unschuldig durch das Merkmal der Grausamen gebrandmarket sind, seine Zeitgenossen waren, und er also Gesellschafts halber einen so widrigen Titel vielleicht erhalten hatte; außer dem mußten die Mönche, in deren elenden Händen die Geschichte verwayset lag, nach einem solchen Beyspiele die Zuneigung für ihn verlieren.

So

So viel muß man gestehen, daß seine gerechte Bestrafung der Verbrechen sehr viel willkührliches an sich hatte. So lies er z. E. einen andern Ehebrecher nach der Regel strafen: per qnod quis peccat: Und einem Schuster, der seines Vaters Mörder, einen Domherrn, dem zur Strafe nur auferlegt worden, ein Jahr lang nicht zu Chore zu gehen, aus Selbstrache erschlagen hatte, diesem Schuster lies er nach dem Vergeltungsrechte blos als eine Strafe auflegen, ein Jahr lang nicht Schuhe zu machen. Mit mehrerm Rechte führt er also den Namen eines Liebhabers der Gerechtigkeit, obgleich überhaupt die Beynamen in der Geschichte selten von Erheblichkeit für den denkenden Kopf sind, der sehr wohl weiß, daß keine Farbe ohne ihren Schatten in dem Gemälde, und nicht blos eine Farbe in einem Karakter herrsche.

Nach einer zehenjährigen Regierung starb der König im Jahr 1367, und lies seinen Unterthanen den Wunsch, ihn entweder nie gehabt oder

nie verlohren zu haben. Er wurde nach seiner geliebten de Castro beygesezt.

Ferdinand, mit dem einem Könige in der Geschichte so unanständigen Beynamen El Gentil, oder der Zierliche, folgt seinem Vater auf dem Portugiesischen Throne, und hatte vielleicht die weiten Aussichten desselben, aber ganz gewiß ohne seine Talente, geerbet. Gleich der Anfang seiner Regierung bewies, daß schwache Köpfe zu der Zeit, da sie nicht einmal das Ihrige schützen können, nach fremden Gute trachten. Er wollte sich der Castilianischen Unruhen bedienen, um ein Reich an sich zu bringen, das bisher in den Büchern der Vorsicht als eine zeitige Inhaberin von Portugall, niemals aber als seine Provinz bestimmt gewesen. In Castilien nemlich war Peter der Grausame, zum Lohne seiner Thaten, von seinem natürlichen Bruder, Heinrich dem Unehlichen, ermordet, ohne daß dadurch die Hand entschuldiget wird, die ihm diesen Lohn gegeben. Ferdinand, der von einerley Urgros-

vater

vater mit dem ermordeten Peter von Castilien, nemlich Sanctius IV. von Castilien, dem Vater seiner Grosmutter Beatrix abstammete, Ferdinand glaubte nun dem Castilianischen Throne näher zu seyn, als der unehliche Bruder des lezten Königes. Ein Bündniß mit dem Könige von Arragonien, dessen Prinzeßin Tochter Eleonora Ferdinand zu seiner Gemahlin zu machen 1369
versprach, und der Besitz von Corunna, dazu ihm Ferdinandes Andeyro verrätherisch geholfen hatte, schien ihm zu seinem Rechte auch die Macht zu fügen. Allein Heinrich, dem seine unächte Geburt königliche Talente nicht entzogen, und der den Thron, den ihm ein Verbrechen verschaffet, durch wahren Muth retten wollte, Heinrich eilte Gallicien zu Hülfe, vertrieb seinen Feind, suchte ihn sogar in seinem eigenen Lande heim, lies seine Flotte schlagen und gab ihm im folgenden Jahr an statt aller ver- 1370
meinten Eroberungen den Frieden, nebst einer andern Eleonora von Castilien, die er ihm verlobete.

Doch auch diese zwote Eleonora mußte einer dritten weichen, die zum Unglücke ihres Landes gebohren, mit ihren Reizungen und Gaben den König verliebt und sein Volk elend machte. Eleonora Tellez de Meneses, Gemahlin des Johann Laurentius da Cunha, wurde dem König zuerst bey seiner Prinzeßin Schwester Beatrix vorgestellet, und weder ihre ehliche Verbindungen, noch die Verbindungen des Königes mit Arragonien und Castilien nach einander, noch endlich ihre Unebenbürtigkeit konnte Ferdinanden nicht blos von der Neigung gegen sie, sondern sogar von dem Vorsatze, sie zu seiner Gemahlin zu machen, welches eben die Absicht des listigen Weibes war, zurück halten. Von der heftigen Sehnsucht des Königs überzeugt, und von ihrer Familie, der sie das Verständniß unter der Bitte einer Berathung eröffnet hätte, gebilliget, weigerte sie sich erst, ihrem Ehemanne, der sie aus gegründetem Argwohne vom Hofe entfernen wollte, zu gehorchen, und sodann schickte sie sich an, ihre Bande mit ihm unter dem Vorwande

wande einer allzunahen Verwandschaft ganz zu zerreißen, worein endlich da Cunha, der die Triebfeder aller dieser Bewegung kannte, willigte, sogleich aber nach Castilien sich entfernte, und dort Zeitlebens silberne Hörner auf dem Hute trug, um entweder des Königes Schicksal oder sein eigenes dadurch zu bezeichnen. Denn einer konnte immer den andern als den Theilnehmer an seinem Eigenthume betrachten.

Nach Wegräumung dieses gewaltigen Hindernisses wurde die Vermählung Ferdinands mit der Meneses bald, aber heimlich, vollzogen, und der Pöbel zu Lissabon erregte vielleicht aus Empfindlichkeit für die Ehre des Königes und der Krone, auf die Nachricht davon, einen Auflauf, der den König bewog, mit seiner neuen Gemahlin nach Santaren und von da ins Kloster von Lera zu gehen, wo er seine getroffene Verbindung den Infanten und dem hohen Adel des Reiches bekannt machte. Diesen blieb nichts übrig, als die Rolle der Hofleute zu spielen, nemlich den

Gegenstand ihrer Wohlreden kriechend zu verehren. Sie bequemten sich alle zum Handkusse, bis auf den Infanten **Dionysius**, Halbbruder des Königes von der **de Castro**, der sich aber genöthiget sahe, der Rache eines verachteten Weibes bis nach **Castilien** zu entweichen.

Ferdinand konnte entweder sein erstes Vorhaben auf Castilien noch nicht vergessen, oder dem dortigen Könige wegen Verstossung der ihm anverlobten Prinzeßin nicht trauen, und entwarf ein neues Bündniß mit dem Herzoge von **Lancaster**, Vater der rothen Rose, auf die Nachricht, daß dieser sich an die Prinzeßin **Constantia**, Tochter **Petrus** des Grausamen in **Castilien**, vermählt hatte. Es kam bald darauf zum Bruche, und nach einem schimpflichen Kriege, darinn **Ferdinand** sogar den untern Theil der
1373 Stadt **Lissabon** in feindlicher Gewalt sehen mußte, eben sobald zum Frieden.

Wenn

Wenn die Geschichte des Reichs unter Ferdinandes Regierung ohne Ruhm ist; so ist die Geschichte seines Hauses gar schändlich. Die Familie derer **Meneses** scheint zum Verderben seiner und der seinigen geschaffen. Der andere Halbbruder des Königes, Herzog von **Valencia de Campos**, verliebt in die verwitwete Schwester der Königin, heyrathet sie, weil diese Weiber niemals ohne ihren Vortheil schwach waren; und die erstere sucht nun durch die schwärzesten Ränke eine Schwester vom Throne zu entfernen, die ihn als die Gemahlin des vermutheten Kronerben in der Hoffnung schon mehr genoß, als die, die ihn vermittelst eines kränklichen Gemahles besaß. Ihr Plan zum Verderben ihrer Schwester enthielt auch das Verderben ihres Schwagers, und befreyete sie auf einmal von der Furcht, nebst ihrer Tochter vom Throne verdrungen zu werden. Sie suchte die Eifersucht des Herzoges gegen seine Gemahlin zu entflammen, und ihn nach und nach bis zum Entschlusse der Ermordung einer geglaubten Treulosen aufzubringen;

ein Entschluß, durch dessen Ausführung er nicht blos seine Rachbegierde befriedigte, sondern auch zu der Hoffnung, das Bette der Königin nach dem Tode ihres schwächlichen Gemahles zu theilen (und beydes ließ sie ihn als wahrscheinlich und nicht weit mehr entfernet, gleich einer Lockspeise kosten,) näher anschickte. So unbegreiflich verblendet sind die Menschen, daß sie den ebenen Weg einer unfehlbaren Erwartung, zu der sie ohne Laster gelangen können, verlassen, um zu derselben zwischen den Klippen der Verbrechen, kürzer, wie sie glauben, hinanzuklettern. Der arme Herzog fiel in alle Fallstricke. Seine Gemahlin wurde das Opfer der Eifersucht eines Mannes, der ihr Gemahl war, und des Neides eines Weibes, die ihre Schwester war. Der König nach seiner weichen Gemüthsart ertheilte zwar dem Mörder Gnade, aber die beleidigte Anverwandten der Ermordeten droheten Rache, und da ihm nun bey geöffneten Augen nach vollbrachter That die Eitelkeit seiner schändlichen Hoffnungen und das Gründliche seines Verlustes

klar ward: so entfloh er mit dem wahren Herzenleide in seiner Brust nach Castilien zu seinem andern Bruder. Denn daraus erwächset das größte Herzeleid, wenn man in allen seinen Verbrechen nur ein Thor und ein Werkzeug anderer gewesen.

Die Königin gieng nun ungescheuet von einem Verbrechen zum andern fort. Niemanden, als sich selbst getreu, verrieth sie die Ehre des Königes, wie man argwohnte, an den Grafen von Ouren, und die Ehre des Reiches an Spanien. Ihre schändlichen Händel füllen diese Regierung 1381
bis ans Ende.

Dieser Graf von Ouren ist eben der Fernandes Andeyro, der dem Könige verrätherischer Weise Corunna überliefert, und dadurch sein Glück am portugiesischen Hofe gemacht hatte. Da dieses so schlecht gegründet war; so mußte er ihm durch alle die Nebenstützen helfen, womit an den Höfen die meisten baufälligen Glücks-

gebäude erhalten werden. Die Königin schien ihm mit einer vertrauten Freundschaft zu begegnen, und ihr Karakter ließ keine volle Unschuld dabey vermuthen. Der Ordensmeister von **Avis**, ein natürlicher Bruder des Königes, sprach so gar sehr empfindlich davon, und gab der Königin zu einer neuen Gewaltthätigkeit Anlaß. Sie ließ ihn nemlich nebst einem andern Herrn von Stande, seinem Mitschuldigen, wegen dieser freyen Reden zu **Evora** einziehen, und fertigte im Namen des elenden Königs, aber ohne sein Vorwissen, einen Befehl zu ihrer Hinrichtung dahin aus. Weil aber der dortige Befehlshaber **de Melho** die Ausführung verschob, bis er den König selbst darüber gesprochen hätte; dieser seine äußerste Bestürzung über einen Befehl, den er nie gesehen, bezeugte; endlich die Königin selbst, von der Gefahr, der sie sich aussetzte, benachrichtiget, sich stellte, als ob sie die Gnade der Verurtheileten vom Könige erbäte: so wurde der Ordensmeister gerettet: damit dieses Weib alle vorhergehende Bubenstücke umsonst möchte ausgeübt

geübt haben, und doch noch der übrig bliebe, der sie vom Throne verjagen sollte.

Der Graf von Ouren hatte inzwischen, um der Neigung seines schwachen und ehrgeizigen Herrn zu schmeicheln, mit dem Herzoge von Lancaster eine neue Verbindung zu einem Einfall gegen die Castilianer getroffen. Der Krieg wurde zum Schimpfe der Nation geführt, die von den Englischen Hülfstruppen noch mehr belästigt wurde, als von den Castilianern. Die Engelländer und Portugiesen scheinen schon damals derer Rollen, welche sie seit dem auf dem Europäischen Schauplatze erhalten, würdig gewesen zu seyn. Bey einem solchen Krieg konnte der Friede nicht lange ausbleiben. Er wurde auch gleich das Jahr nach dem Ausbruche der Feindseligkeiten vermittelt und die Vermählung der Infantin Beatrix mit dem Infanten von Castilien war eine von den Hauptbedingungen.

Die Königin suchte nemlich nichts eifriger, als nach dem Tode ihres Gemahls theils eine geraume Zeit noch die Regierung in der Hand zu behalten, theils gegen die Feinde, die sie sich im Innern des Reiches gemacht, auswärtige Hülfe zu verschaffen. Und daher fiel es ihr auch gar nicht bedenklich, **Portugall** wie eine Provinz an **Spanien** zu verhandeln. Als vollends noch im nämlichen Jahre der König von Castilien Witwer geworden: so lies der Portugiesische Hof ihm, dem Vater, in Vertauschung seiner mit dem Infanten, die **Beatrix** antragen; welches der König auch annahm; dort aber erreichte dadurch die Mutter ihre Absichten schneller und sicherer; und sie verschaffete sich noch dazu sehr vortheilhafte Bedingungen, bey *einem* Schwiegersohne, der vielleicht mehr auf die zukünftige Größe seines Reiches, als auf den gegenwärtigen Genuß der Macht sahe. Die Bedingungen waren diese: **Beatrix** sollte erst feyerlich in **Portugall** für die Thronerbin erkannt werden; und auf ihre und des Königs von Ca-

stilien

stilien Kinder sollte die Krone fallen, deren Genuß aber erst in einer bestimmten Anzahl von Jahren: denn mittlerweile sollte die Königin Leonora die Regierung behalten. Nachdem die Vermählung auf diese Bedingungen hier im Jahr 1383 geschlossen worden, führte der Königin Mutter dem König von Castilien seine Braut zu, bis nach Yelves. Ihr kranker Vater konnte sie, aller Sehnsucht ohnerachtet, nicht mehr begleiten, und die Nachricht von seinem Tode folgte bald darauf der jungen Königin nach Spanien im October des leztgenannten Jahres.

Der Karakter Ferdinands, und besonders die Parallele mit seinem Vater, ist von einem berühmten Portugiesischen Geschichtschreiber so vortrefflich entworfen worden, daß ein eigener Versuch fast nothwendig schlechter seyn würde. Es wird also hinreichend seyn, hier blos zu übersetzen, und wenn auch die Stelle gleich etwas länger ist, so kann man doch nie zu viel von den Karakteren sagen, die auf einem Throne mehr

schwach

schwach als recht durchaus boshaft ihre Unterthanen unglücklicher machen, als wenn sie das leztere an sich hätten.

Anton. Roderic. Costius de vita et rebus gestis Pyreriae L. I.

Sein Gemüth war wankelbar und neusinnisch: weder standhaft bey seinem gegebenen Wort, noch günstig, wenn er es gebrochen: unruhig und läßig; nach fremden Gut zu trachten, das Seinige zu verlieren, schäzte er Königen anständig. Er schien Bündnisse zu schliessen, nicht um sie zu halten, sondern sie zu brechen: so daß es um **Portugalls** Sachen nie gefährlicher ausgesehen. Seine Hauptsorge war Städte mit Mauren zu umschließen; gerade, als ob Steine und Kalk bey der Beschützung der Unterthanen das leisten könnten, was die Tapferkeit des Fürsten nicht vermochte. Ungeheure Summen, von seinem Vater hinterlassen, die wir sogar bey dem jetzigen neuen Geldzuwachs nur kaum begreiflich vorstellen können, hat er an die Vornehmen nach Spanien,

nien, um sie zu gewinnen, in kurzer Zeit verschleudert, so daß er die Unterthanen bald durch schwere Auflagen drucken müssen, um einen unnöthigen Krieg zu führen. Den Gesetzen ward das Ansehen, den Richtern die Ehrfurcht versagt. Alles hieng vom Willkühr des Adels ab; jeder raubte und vergewaltigte, nach dem Gutdünken der Lieblinge und vornemlich der Königin, deren Winke alles gehorchte. Alle die Umstände, die schon an sich die Gemüther des Volks abspenstig genug machten, wurden durch das Andenken an die lezte Regierung noch unerträglicher. Alle verglichen die Fähigkeiten, Sitten und Thaten der beyden Könige Peters und Ferdinands, um sowol den großen Unterschied zwischen den Gemüthsarten zu bewundern, als auch ihr eigenes Schicksal desto heftiger zu beklagen und die Ursachen ihres Schmerzens durch deren Erläuterung gleichsam zu reitzen. Beym Vater war der Geist immer gespannet, die Sitten strenge, die Arbeitsamkeit gleich gewesen: beym Sohne war der erste schlaff, die andern wollüstig, die dritte gar

nicht.

nicht. Der Vater neigte sich zum Geiz, der Sohn zur Verschwendung; jener forschte nach allen Versehen, strafte alle; dieser rügte nicht einmal offenbare Verbrechen und begnügte sich meistens an der Reue darüber oder einer geringen Strafe. Der Vater ließ an der Regierung nicht einmal seinen Freunden einigen Antheil: der Sohn nöthigte Gehülfen an der Regierung selbst herbey, ohne Unterschied des Geschlechtes oder Herkunft, Männern, Weibern, Einheimischen, Fremdlingen war der König Preiß gegeben. Der Vater hatte getrachtet, von seinen Unterthanen verehrt zu werden, der Sohn strebte bey ihnen beliebt zu seyn; aber jenen verehrten sie mit einer gewissen Scheu, diesen haßten sie noch dazu mit Verachtung. Der Vater suchte mehr das Volk sich verbindlich zu machen, doch ohne Hintansetzung des Adels; der Sohn lieferte sich und die Schätze des Reiches ganz den Vornehmen. Des Volkes Klagen hörte er nicht einmal an. Jener vermied auch rechtmäßige und fast unumgängliche Kriege; der Sohn suchte sie sich auf ohne Unterschied. Der erste

sättigte seine Herrschsucht an seinen eigenen Unterthanen; der andere, um diese unbekümmert, trachtete Fremden nach. Der Vater bestrafte fast jedes Verbrechen übermäßig; Ferdinand ließ sich leicht durch Flehen und Thränen zur Verzeihung erweichen. Peter kannte weder Begnadigung, noch Barmherzigkeit. Dieser also könnte ein besserer König, jener ein besserer Mensch heißen. Mir scheint fast die Natur diese Prinzen zum Beweiß hervorgebracht zu haben, daß auf beyden Seiten weder der Tugend noch des Lasters unter den Menschen etwas vollständiges angetroffen werde: denn so wie dem Peter, um das Muster für Könige zu seyn, nichts als ein milderes Gemüth gefehlt hat: so hat Ferdinand noch das mitleidige Herz übrig gehabt, um nicht gar zu den Ungeheuern unter den Königen zu gehören.

Die Königin in Castilien wurde nun als Königin von Portugall öffentlich ausgerufen, und ihre Mutter war unbekümmert um das Mißvergnügen der Patrioten, die ein fremdes Joch

auf ihre Schultern gelegt sahen: sie selbst aber hielt sich durch den Tod des Königes von dem Zwange befreyet, den sie sich in Absicht auf den Grafen von Ouren noch immer hatte gebieten müssen. Vielleicht war ihr Betragen nun eben deswegen zügelloser, und vor den Augen des Volkes unverschämter: wenigstens gab es dem Ordensmeister von Avis einen Vorwand, die Regierung zu verändern; sein Muth, die Zeitumstände und die Neigungen des Volkes brachten sie endlich gar in seine Hände und vererbten sie auf sein Haus. Es ist Zeit, diesen Mann näher kennen zu lernen.

Johannes, Ordensmeister von Avis, war ein natürlicher Sohn Peters des Strengen: erzeuget mit der Theresia Laurens 1357. Seine Geburt beraubte ihn alles Anspruches auf die Krone, aber nicht alles Einflusses auf den Hof. Dieser hatte ihm schon die Lebensgefahr, worein ihn die Königin gestürzet und woraus ihm die muthige Klugheit des de Melho geholfen, zugezogen.

zogen. Als die Königin nachher das Blendwerk andern vormachen wollte, ihm nicht konnte, als ob sie die Vorbitterin und Erretterin seines Lebens gewesen: so bequemte er sich dazu und dankte ihr durch einen Handkuß. Die übrige Zeit hielt er sich ganz ruhig und schien innerlich überzeugt zu seyn, daß ihn die Königin nur desto stärker hasse, weil sie ihn beleidiget habe.

Es waren noch ausser der Beatrix, deren Recht aber den Portugiesen so zweifelhaft, wenigstens so unangenehm war, zween für rechtmäßig erkannte Söhne des Königs Peter am Leben. Man muß sagen, wenn man ihn nun die Rolle unternehmen sieht, die jezt anfängt, daß er entweder zu sehr großen Entwürfen und muthigen Entschlüssen aufgelegt gewesen, oder daß sie erst einer nach dem andern durch die Begünstigung der Umstände bey ihm entstanden seyen, welches wol auch bey den größesten Köpfen die wahre Beschaffenheit ihrer Thaten ausgemacht hat. Zuerst scheint er blos Willens gewesen zu

seyn, an der verwittweten Königin und an dem Grafen von Ouren sich zu rächen, und die Castilianer vom Ruder zu vertreiben, oder eigentlich seinem eigenen Verderben zuvor zu kommen: denn dieß würde wol fast unumgänglich erfolget seyn. Er erwarb sich Mitverschworne; vierzig an der Zahl begaben sich nach dem königlichen Pallast, und der Ordensmeister stieß dem Grafen, so bald dieser ihm unter die Augen kam, den Degen durch den Leib. Der Unglückliche wollte sich in die Zimmer der Königin retten: aber dieser Zufluchtsort verschaffte ihm keinen andern Trost, als diesen, vor den Augen seiner Geliebten zu sterben. Denn Ruy Pereyra, unaufgehalten durch die Gegenwart der Königin und ihres Frauenzimmers, richtete ihn dort vollends hin. Die Königin war in der größesten Bestürzung und der Ordensmeister in der größesten Verlegenheit, denn die nächste Stunde mußte zeigen, ob er seine Feindin unterdrücken könnte, oder ihrer erneuerten grausamsten Rache überlassen würde. Es kam nemlich darauf an, wie das Volk diesen

Mord ertragen würde. Da er wußte, daß nichts stärker auf die Gemüther des Pöbels würke, als entgegengesezte Nachrichten und der schnelle Uebergang von einer zu andern: so ließ er die Thore des Pallastes sperren, und das Gerüchte auslaufen, daß er selbst vom Grafen von Ouren sey ermordet worden. Das Volk, welches den Ordensmeister liebte und den Grafen haßte, gerieth durch diese Nachricht in Wuth, und wollte in einem fürchterlichen Auflauf den Pallast mit Gewalt geöffnet wissen. Als nun die Gemüther sich unter einander zu der nöthigen Hitze angezündet, ließ sich der Ordensmeister an den Fenstern des Pallastes sehen, erzählte den wahren Verlauf und bat sie, nun wieder ruhig zu seyn. Der Pöbel frohlockte nun, als ob der Graf wegen seinem begangenen Morde am Ordensmeister zur Vergeltung wäre hingerichtet worden: und ließ seinen Haß gegen die Castilianer, deren Gewalt am Hofe es verabscheuete, freyen Lauf, besonders gegen den Bischoff von Lissabon, der von der erstgenannten Nation war, denn die Ca-

stilianer scheinen einander, wie es immer mit Ausländern zu gehen pflegt, zu den höchsten Ehrenstellen im Reiche verholfen zu haben. Der Bischoff war auf die erste Nachricht von dem Auflaufe in den Thurm seiner Domkirche geflüchtet, und hatte sich darinn verschlossen. Allein die Drohung des Pöbels mit Feuer zwang ihn, aufzuschließen, und die ersten Wütriche, die hineindrangen, nahmen ihm das Leben. Sein Leichnam wurde vom Thurm herunter geworfen, ans Meer geschleppet und den Hunden, ohne Begräbniß, zur Speise überlassen.

Der Königin selbst blieben jezt nur Tractaten übrig. Sie war jezt zwar so gut als der Regierung entsezt; unterdessen konnte sie doch alles auf ihren Schwiegersohn, den König von Castilien, ankommen lassen, dessen Betragen vielleicht noch die Sache entscheiden und einlenken konnte. Das Beste, was der Ordensmeister erhalten konnte, war ihre Entfernung von Lissabon nach Alenquer, weil nichts einen stärkern

Eindruck bey der Menge macht, als der Anschein, daß man gleichsam von seiner Stelle weglaufe.

In der That waren des Ordensmeisters Sachen noch nicht sehr weit gefördert, und alles, was bisher geschehen, konnte noch das Ansehen einer bloßen Privatrache kriegen; das Volk hatte ihn fast mehr aus Haß gegen die Castilianer, als aus Neigung, ihn zum Oberherrn zu haben, begünstiget, und die Großen zeigten bald nachher, daß sie ihn eher als das Werkzeug zur Abschüttelung des Castilianischen Joches, als wie den Kronwerber ansahen. Er mußte daher erst noch eine Maschine spielen lassen, um sich einigermassen fester zu setzen. Man brachte also unter dem Volke aus, der Ordensmeister finde für sich in dem ganzen Reiche keine Sicherheit mehr, und sey genöthiget, sie außerhalb seinem Vaterlande, für das er sich zwar gerne aufgeopfert, in Engelland zu suchen. Der Ordensmeister wurde nun sogleich als Beschützer des Volkes, und Regente des Reiches ausgerufen.

Dagegen aber trat nun Johannes von Castilien auf, um seiner Schwiegermutter Hülfe zu schaffen, seiner Gemahlin aber ihr Recht zu erhalten. Die Lage seiner Sachen war allerdings auf die Schneide gesezt. Da man auf der einen Seite in den Heyrathsbedingungen ausgemacht, daß er nach des Königes Tode nicht anders als ohne Waffen in Portugall erscheinen sollte, und auf der andern jezt alles dahin gediehen war, daß eine Kriegsmacht allein seine Gegenwart daselbst ansehnlich machen konnte: so hatten seine Feinde nun entweder einen Vorwand gewonnen, der Gewalt mit Gewalt sich zu widersetzen; oder das Uebergewicht in der Verhandlung, wozu es allenfalls kommen dürfte.

Er griff unterdessen doch zu dem Mittel, das ihn unglücklich, nicht verächtlich, machen konnte, und führte seine Armee nach Portugall. Zu Santaren besprach er sich mit seiner Schwiegermutter und die ungemeine Freude, welche diese Zusammenkunft zuerst erweckte, konnte kaum einen

nen so widrigen Ausgang vermuthen lassen, als sich doch nachher zeigte. Der König sahe sich in der That bald genöthiget, seine Schwiegermutter unter einer guten Bedeckung nach Tordesillas in Castilien in Verhaft zu schicken; es sey nun, daß man ihr, ohne sie zu verläumden, den Anschlag auf das Leben ihres Schwiegersohns zur Schuld legen könne, oder daß sich der König jezt wegen der Bedingung erhohlet, die er zuerst hatte eingehen müssen. Sie unterlag jezt endlich der Gewalt, die sie vorher so ofte an Statt des Rechtes gebrauchet.

Unterdessen waren des Königs von Castilien Angelegenheiten durch diesen Schritt eher zurückgesezt worden. Viele Großen in Portugall mußten nun, erzürnet über das Verfahren gegen ihre Regentin, der sie noch anhiengen, die Gegenparthey verstärken, und die Nation schien sich jezt einmüthig zu einer neuen Königswahl entschlossen zu haben. Dies war ein neuer und wichtiger Schritt, den der Ordensmeister auf seinem

Wege nach dem Throne zurückgelegt hatte, und nun lag das übrige so ziemlich eben vor ihm da. Der König von Castilien hatte zwar seit dem, nachdem ihm Coimbra die Thore verschlossen, die Belagerung von Lissabon zu Wasser und zu Lande unternommen: allein eine grausame Pest, welche die Armee größtentheils wegraffte, nöthigte den König von der Stadt weg, und verschaffete den Portugiesen wenigstens die nöthige Zeit, um ihr Regiment von innen feste zu setzen. Und dieses wurde jezt unumgänglich, nachdem eine Unterhandlung zwischen dem Regenten und dem König von Castilien, die vielleicht von beyden Seiten nicht aufrichtig war, und darinn sich der erste erbot, die Regierung, so bald die Königin Beatrix Nachkommen haben würde, niederzülegen; der andre zwar dieses annahm, aber unter der Bedingung, die jener nie eingehen wollte, einen Castilianer zum Mitregenten zu setzen, wieder zerschlagen hatte. Der Regente berief also im folgenden Jahr 1385 im May einen großen Reichstag nach Coimbra, wo die Stände das feyer-

lichste Geschäfte für die Menschen, sich einen König zu wählen, vor die Hand nehmen sollten. Ueber die neue Wahl war man schon eins; nur kam es darauf jezt an, wen sie treffen sollte. Es war leicht, die Gründe gegen die Beatrix zu verstärken, da die Castilianer so verhaßt waren. Der lezte kriegerische Einfall in Portugall wodurch eine Hauptbedingung im Vertrage der Nation mit Castilien war verlezt worden, hob in den Augen der erstern alle ohnehin halb erzwungene Verbindlichkeit auf. Und dann, sezte Regras, ein Rechtsgelehrter, der des Regenten Parthey hielt, hinzu: und dann ist auch ihre Geburt, und folglich ihr angestammetes Recht zur Thronfolge nicht so ausgemacht rechtmäßig. Niemals ist die Meneses von ihrem ersten Gemahl geschieden worden. Der König hat die Beatrix, Königin von Castilien, erzeuget, aber mit der Ehefrau des da Cunha.

Auf wen können wir, müssen wir jezt unsre Augen richten? Auf die Brüder des verstorbenen

Königs;

Königs; auf die Söhne der de Castro. Gut; sie mögen die nächsten Erben seyn: wir wollen keine Schwierigkeiten aufs neue rege machen: sie sollen Portugalls Thron einnehmen: aber wo sind sie? In Castilianischer Haft! Womit werden wir sie loskaufen? mit dem Verluste unserer Freyheit und der Ehre unsrer Krone? Dafür können wir nur immer unter dem ersten Joche bleiben: und dürfen wir nur erwarten, daß der König von Castilien seinen Mitbewerber um die Krone werde ausfolgen lassen? Unsere zerrütteten Umstände fordern eine schleunige, eine gegenwärtige Hülfe: einen Mann, dem das Reich lieb ist, und der ihm werth ist, dessen Eifer uns gerettet hat und dem wir es verdanken, daß wir jezt berathschlagen dürfen.

Er ist durch diese Züge kenntlich genug, und in der That war er es. Unterdessen fiel doch Vasquez von Cunha mit seinen Freunden auf den Infanten Don Johann. Man konnte an seinem Rechte auf den Thron nicht zweifeln. Sein

Sein Verhaft in Castilien, sagte man, wäre ein Unglück; aber könne ihm seine Gerechtsame nicht rauben. Das Reich könnte durch Verweser unterdessen regiert werden, bis er mit gewaffneter Hand den Castilianern, mit denen man ohnehin jezt kriegte, entrissen würde. Alvarez Pereyra schlug dagegen den Ordensmeister geradezu vor, und was die Sitten der damaligen Zeit und zum Theil eines Staates ohne Oberhaupt anzeiget, forderte jeden, der nicht zu seiner Parthey trat, zu einem Zweykampfe. Dies war allerdings ein Verdienst, das er sich und seinem künftigen Herrn machte, allein er erwarb ihm eben dadurch die Krone nicht.

Die Erklärung der Abgeordneten von den Städten, die für den Ordensmeister theils aus Neigung für ihn, theils aus Abneigung gegen eine langwierige Herrschaft des Adels vortheilhaft ausfiel; die großen Verheißungen, die er thun konnte, und zu deren Erfüllung jezt die Mittel in Händen hatte; und endlich die Furcht, durch in-

nern Zwist, wozu es die Entschlossenheit des Anhanges an dem Ordensmeister würde gebracht haben, geschwächet und dann von den äußern Feinden unterdrückt zu werden: alles dieses machte, daß **Johannes**, Ordensmeister von **Avis**, unehlicher Sohn des Königes **Peter** des I. durch
1385 einmüthige Wahl den 6ten April zum Könige von **Portugall** ausgerufen ward.

1385 Johann der I. ist als der Stammhalter des neuen Königlichen Hauses, das sich zwar noch an das alte hieng, anzusehen, und fängt in der Geschichte seines Reichs eine Epoche an. Vom Tod des Grafen von **Ouren**, zur Vertreibung der Regentin, von da zur Erlangung der Reichsverweserstelle, verbunden mit dem glücklichen Widerstand gegen Castilien, und dadurch den Anhang, den ihm Glück und Macht und gute Eigenschaften immer vermehrten: so war er auf dem Throne fortgeschritten, auf dem er aber, nach der Art jeder Staatsveränderung, noch sehr unsicher saß. Er mußte gegen Castilien den Krieg

fort=

fortführen, und war dadurch nicht nur den Streichen des Glückes von außen blosgestellet, sondern auch der Gefahr, die Liebe seiner neuen Unterthanen zu verlieren, die nur selten gegen die Empfindung des Ungemaches von einem neu zugezogenen Kriege aushält. In der That war auch die Bestürzung der Hauptstadt, die sich mit einer neuen Belagerung bedrohet sah, und die Unfälle der leztern noch allzulebhaft empfand, so groß, daß Pereyra zu dem Aeussersten rieth, um nicht die Einwohner dieser harten Probe auszusetzen. Er mußte am besten die Größe der andern Gefahr kennen, weil er diese nicht scheuete, mit sieben tausend Portugiesen dreyßig tausend Castilianer anzugreifen, und dadurch die Krone seines Herrn auf das gewagteste Spiel zu setzen. Er war glücklich, weil es eine von den Schlachten war, darinn die Vorsicht ihre Entscheidung über den Besitz der Reiche kund thut. Die Castilianer wurden bey dem Dorfe Aljubarotta aufs Haupt geschlagen. Der König flüchtete auf einem Boote zu seiner Flotte, die sich schon vor

Lissa-

Lissabon gelegt, und kehrte mit ihr nach Sevilien zurück, so empfindlich gerührt über seinen Verlust, daß er sieben Jahre lang deßwegen soll schwarz gekleidet gegangen seyn. Pereyra, der jezt um seinen Herrn die Verdienste hatte, die manchmal gefährlich werden, wurde zur Belohnung Graf von Ouren, und schien sich durch den Einfall in die Provinz Estremadura und durch den Vortheil über den Castilianischen Großmeister von St. Jacob, Peter Munnotz, schon wieder eine neue zu verdienen.

Portugalls Ueberlegenheit gegen Castilien wurde durch des Herzogs von Lancaster Einfall in Gallicien, und durch die mit ihm getroffene Verbindungen noch verstärket. Lancaster machte noch seine alten Anforderungen an Castilien, und war der alte Bundesgenosse von Ferdinanden, unsers Johannis Vorgänger. Dießmal konnte allerdings ein Bündniß mit ihm vortheilhafter, als jemals, seyn, und man suchte es beständig zu machen, durch die Vermählung

des Königes mit der ältesten Tochter des Herzogs von Lancaster, **Philippa**. Unterdessen sah sich doch Johannes bald genöthiget, den Krieg allein fortzuführen, da sich sein Schwiegervater schon im folgenden Jahre mit Castilien 1387
zu **Bayonne** setzte, und zwar allem Vermuthen nach ganz dauerhaft, durch die Versprechung seiner Tochter aus zweyter Ehe, **Donna Catharina**, an den Infanten von Castilien **Heinrich**. Das übrige dieses Krieges ist gar nicht erheblich. **Portugall** blieb in den Vortheilen, die es erhalten, verschaffete sich dadurch einen Stillstand noch vor dem Tode **Johannis** von **Castilien**, der im Jahr 1390 erfolgte, und war dadurch, weil dieser von seiner Gemahlin **Beatrix** keine Erben hinterließ, von aller Furcht eines künftigen Streites über die Thronfolge befreyet. Mit dem Castilianischen Thronfolger **Heinrich**, der aus dem ersten Ehebette war, brach zwar der Krieg von Zeit zu Zeit wieder aus. Es scheint aber mehr das lezte Prasseln der Uneinigkeit, als ein ernsthafter Krieg gewesen zu seyn, und die beyden

Schwestern aus England, die nun in **Castilien** und **Portugall** Königinnen waren, stifteten endlich nach Königs Heinrich Tode 1411 den vollen Frieden.

Mit diesem neuen Jahrhunderte fängt **Europa** an, zu der Größe und zu dem Glanze zu gelangen, der es seitdem so ansehnlich und so unglücklich gemacht hat. Es bekam aber sein Licht, wie ein altes dunkles Gebäude, dadurch, daß es die Wände durchbrach, womit wir gleichsam eingesperret waren. Vorher tappten seine Einwohner in den finstern Gängen des Gebäudes herum, und würgten sich einzeln, wo sie sich etwa aufstießen. Dies galt aber nur den nächsten Nachbarn. Die Entferntern wußten nichts davon. **Portugall** machte würklich den Anfang mit diesen Ausbrüchen, und es ist erstaunend, daß diese Nation, welche dieses ganze Jahrhundert hindurch reicher, mächtiger und glücklicher war, als alle andere, sich nicht zu der dauerhaften Achtung in **Europa** hat erheben können, die seitdem

dem andere durch weit geringere Ueberlegenheit sich erworben haben. Aber Gott gab ihnen im Zorn einen König, der ein Kind war, und die traurigen Folgen seiner kindischen Anschläge haben dieses Volk so weit herabgesezt, daß es nur noch ein eigenes Reich ist, weil andern daran gelegen ist, daß es sey.

Im Jahr 1415 führte Johannes seinen Anschlag aus, in **Africa** festen Fuß zu fassen, und endlich die **Mauren** in ihrem Lande heimzusuchen; an Statt, daß sie sonst **Algarbien** angefallen hätten. Nachdem er vorher die nöthige und genaueste Kundschaften von dem Platze **Ceuta** einziehen lassen, schiffete er mit seinen drey Prinzen nach **Africa**. **Pereyra** begleitete seinen Herrn, die Landung gieng glücklich von statten, der Ort wurde mit dem Degen in der Faust erobert, gehörig besezt, und der König gieng mit Sieg und Ehre gekrönt nach **Portugall** zurück. Dieser glückliche Erfolg schien ihn gleichsam dafür zu belohnen, daß er seinen häuslichen Schmerz

über den Verlust seiner Gemahlin Philippa, die kurz vor der Einschiffung des Königs gestorben war, kein Hinderniß der Unternehmungen für die Ehre des Königreichs hatte werden lassen. Pereyra beschloß mit diesem Kriegszuge die schöne Reyhe von Diensten, die er seinem Vaterlande geleistet, und lebte in der Einsamkeit bey den Carmelitern bis ins Jahr 1432, würdig unter der Zahl derer wenigen großen Männer zu stehen, die ihr Vaterland gegen fremdes Joch geschützet. Vielleicht kann es hier als sein Glück angeführt werden, daß er einen vortrefflichen Geschichtschreiber erhalten, aus dem wir oben die Karaktere Peters und Ferdinands angeführt haben.

Die übrigen Unternehmungen wurden mehr von dem Infanten Heinrich, als von dem König veranstaltet. Der Prinz hatte den Trieb zu den mathematischen Wissenschaften und zu der Schiffahrt, der in jeder Art den Mann, zu Erfindungen bestimmet, verräthet. Er verlies sogar den Hof und bauete sich eine Meile von dem Vor-

gebürge

gebürge St. Vincent eine befestigte Stadt, um dort mit Muße in Gesellschaft einiger gelehrten Freunde seiner Neigung zu willfahren. Man suchte besonders das Atlantische Meer und die Küste von Africa mehr und mehr zu entdecken; ohne eben viele eifrige Liebhaber dazu auszufinden. Ausser der Gefahr, einem ungeheuren Meere, das man nicht kannte, sich gleichsam auf Gerathewohl zu überlassen, ängstigte man sich auch noch durch die eingebildeten schröcklichen und alles verzehrenden Feuer unter dem heißen Erdgürtel. Endlich entschlossen sich mit eben dem Muthe, den der erste Wagehals auf dem Meere mit seinen Bretern bezeugt hat, Johann Gonzalez Zarco und Tristan Vaz, um das Cap Bojador herum zu schiffen. Durch einen Sturm in die offene See geworfen, entdeckten sie durch diesen Zufall eine Insel, wohin sie getrieben wurden und nannten sie Porto Santo. Diese erste Entdeckung munterte auf; der Infant schickte sie von neuem mit dem Bartholomäus Perestrello nach Porto Santo: etwas Schwarzes, das sie

in der Ferne erblickten, ließ sie neues Land vermuthen, denn ihr Geist war nun einmal den Vermuthungen geöffnet. Sie segelten darauf zu, und entdeckten eine ganz mit Holz überwachsene Insel, die sie eben deswegen **Madera** nannten. Es mag wahr oder falsch seyn, daß ein verliebter, aber unglücklicher Engländer diese Insel schon vorher entdecket und die erste Nachricht davon dem Zanco gegeben. Dies ist gewiß, daß sie um diese Zeit 1420, nach andern später, von den Portugiesen eigentlich in Besitz genommen worden. Ein Brand, der in diesen Wäldern durch angelegtes Feuer entstanden, und viele Jahre hindurch gewähret, verschaffete nachher den Platz zu den Weinstöcken, deren Vortrefflichkeit bekannt ist.

Hingegen that der König im Innern seines Reiches, was man damals von den guten Königen erwarten konnte. Er beförderte die Kenntniß und Aufnahme der Römischen Rechte, und verschaffete den Portugiesen den Ruhm von dieser Zeit an, Männer aus diesem Fache vorzeigen zu können.

können. Er bauete für seine Pracht und für die Pracht der Kirche, und man kann sagen, daß es blos von den Zeiten und von der Lage seines Reiches abgehangen, daß die Größe seines Geistes sich nicht zu einem größern Raume durchgearbeitet. Eine schröckliche Pest raffete ihn 1433 mit vielen tausenden seiner Unterthanen im fünf und siebzigsten Jahre seines Alters dahin. In seiner Grabschrift kann alles stehen, was nur von Königen gesagt werden kann. Er hat sich sein Reich erworben, gegen Anfälle erhalten, durch Eroberungen vergrößert, von innen verbessert und verschönert. Auf ihn folgte sein ältester Prinz **Eduard.** Er hatte außer diesem noch drey andere Prinzen von seiner rechtmäßigen Gemahlin, und von einer Privatverbindung vor seiner Ehe, einen Sohn **Alphonsus** hinterlassen, der, zum ersten Herzoge von **Braganza** ernannt, der Stammvater dieses merkwürdigen und jezt thronenden Hauses geworden ist. Es ist sonderbar, daß **Johannes Nothus** durch seinen Sohn

Alphonsus Nothus dieses Haus für den Thron von Portugall hat stiften müssen.

Eduards Regierung ist mehr durch das Unglück seiner Brüder und durch die Denkungsart der Landesstände merkwürdig, als durch ihn selbst; außer daß er freylich durch seine Vergrößerungsbegierde beydes veranlasset. Er wollte nemlich die Fußstapfen seines Vaters in Africa noch weiter fortsetzen, und durch die Einnahme eines neuen Ortes die ersten Besitzungen vergewissern. Seine beyden Brüder, davon sich der eine Heinrich, den Beynamen Navigator erworben, der andere, Ferdinand, Ordensmeister von Avis war, führten also ein Heer von vierzehn tausend Mann nach Africa vor Tangier zur Belagerung, und wurden selbst von der ungeheuren Menge, die der Ferische König zum Entsatze herbeyführte, belagert. Vom Hunger geängstiget, und im Rücken und von forne durch Feinde beklemmet, glaubten die Infanten, daß es ersprießlicher für Portugall seyn würde, die Armee erhalten

halten zu haben; sollten auch alle Eroberungen darüber verlohren gehen, die man immer zu einer gelegnern Zeit wieder finden könnte, als durch einen verzweifelten Angriff gegen alle Wahrscheinlichkeit eines guten Erfolges das Leben so vieler tausende aufzuopfern, und dann am Ende doch wol den Preis, wofür man es erhalten könnte, in Gefahr zu stellen. Man wählte also den Vergleich, darinn man sich einen freyen Abzug nach Ceuta ausbedung, dagegen aber diese Stadt an die Mauren und folglich ganz Africa zu räumen versprach. Der Infant Don Ferdinand blieb mit neun andern Geißeln zurück, die der feindliche König aus Vorsicht gefordert hatte. So bald die Nachricht von diesem Vergleiche nach Portugall kam, trug ihn der König den Reichsständen zur Bestätigung vor. Diese thaten, was Römer thun konnten: sie genehmigten den Vertrag nicht, und glaubten, daß es keinem Prinzen vom Hause erlaubt sey, sein Leben mit den Gütern des Staats zu erkaufen. Der Infant und die andern Geißeln blieben also in der Gefangen-

schaft, die der erstere, nebst den Uebeln, die dabey besonders bey solchen Völkern unzertrennlich sind, bis an seinen Tod, der sechs Jahre nachher erfolget ist, erduldete, und dafür unter die Märtyrer der Römischen Kirche und unter die Zahl der Heiligen aufgenommen ward. So wurde ihm also von seiner Kirche die Krone der Ehren im Himmel zugesprochen, die er auf Erden nicht erlangen können. Der König, sein Bruder, war noch vor ihm schon 1438 gestorben, durch eben die Seuche, wie sein Vater, weg-
1438 geraffet, ob er gleich bis nach **Tomar** vor ihr geflohen war.

Der erste Abschnitt der folgenden Regierung wird durch die Unruhen merkwürdig, die die Minderjährigkeit eines Prinzen gemeiniglich zu begleiten pflegen. Der verstorbene König hatte seine Gemahlin **Leonora**, eine Arragonische Prinzessin, zur Regentin des Reichs, während der Minderjährigkeit seines ältesten Sohnes **Alphonsens** bestimmet, und die Stände hingegen trugen die

Reichs-

Reichsverwesung, aus Furcht vor einem fremden Einflusse, dem Herzog von Coimbra, Oheime ihres jungen Königes, auf. Es lag nicht an der verwittweten Königin, daß daraus ein blutiger Krieg entstand. Sie floh nach Castilien, suchte dort Hülfe und fand, zum Glück für Portugall, keine andere Hülfe, als in einer Gesandschaft, die man ihr zu Liebe dahin abschickte, ohne dadurch etwas auszurichten. Der Herzog blieb Regent und Vormund, und erfüllte die Pflichten beyder Aemter; doch sein Posten zog ihm nothwendiger Weise Feinde zu, so sehr er sie auch zu gewinnen suchte, welches ihm durch seine Uneigennützigkeit noch leichter würde. Er unterlag blos der Schwachheit, die fast niemals von großen Seelen weicht, ob gleich sie selbst den großen Geist nicht ausmacht, daß er sich nemlich die einmal geschmeckte Herrschaft über die gesezte Zeit verlängern wollte. Damit er den jungen König durch die Bande der Ehrfurcht, auch wenn er schon würde erwachsen seyn, zu dieser Lenksamkeit ziehen könnte: hatte er ihn mit seiner Tochter vermählt,

wählt, wodurch er noch überdem sein Ansehen, wenn auch die verlängerte Regentenschaft fehlen sollte, sicher zu stellen glaubte. Allein er bedachte nicht, daß auf der einen Seite alle Hofleute sich nach der Regierung eines jungen Herrn sehnen, bey dem man sich durch Gunst, ohne Verdienste, erheben kann, da hingegen ein alter verständiger Regente die Ungeschickten aus Kenntniß und die Geschickten aus Eifersucht vom Ruder entfernet, und daß auf der andern Seite nichts leichter ist, als in einem jungen Gemüthe den edeln Unwillen gegen eine vorgespiegelte Sklaverey zu erregen. Der junge König wurde auf Anstiften seiner beyden andern Oheime, davon der eine Alphonsus Nothus, Herzog von Braganza, einer der Krone heimgefallenen Herrschaft durch Vorschub des Regenten seines Bruders geworden war, so sehr gegen seinen Schwiegervater entrüstet, daß dieser sich zu einer Gegenwehr genöthigt glaubte. Vom Hofe entwichen, näherte er sich bald wieder mit Völkern, zu Coimbra gesammelt, der Hauptstadt, wo ihm viel-

leicht

leicht die Zuneigung der Bürger die Dienste einer Armee würde gethan haben. Allein er stieß auf dem Wege nach Lissabon auf die königliche zahlreiche Armee, verlohr die Schlacht und durch einen Pfeilschuß das Leben. Der Unwille des Königes endigte sich dadurch gegen ihn nicht. Sein Leichnam blieb auf der Wahlstatt liegen, und erhielt nun endlich von einigen Landsleuten die Beerdigung. Nachdem aber die strengeste Untersuchung aller seiner Papiere, die nach seinem Tode vermuthlich gar nicht in der Absicht, um seinen Leymut zu retten, angestellet worden, keine Beweise zu den schweren ihm aufgebürdeten Verbrechen lieferte: so erkannte nun der König in dem leztern Betragen seines Oheims blos den Zorn eines unschuldig verläumdeten Mannes, gab ihm ein standesmässiges Begräbniß und nahm seine verstoßene Gemahlin, die Tochter des unglücklichen Herzogs, wieder zu sich.

Ein so lebhafter Anfang der Regierung lies noch andere Auftritte von gleicher Lebhaftigkeit erwar-

erwarten. In der That scheint der König alle Gelegenheiten, sich hervorzuthun, gesucht zu haben. Er versprach dem Pabst Calixt III. einen Kreuzzug gegen die Türken und wurde an der Ausführung dieses Anschlages blos durch das Absterben des Pabstes gehindert. Eben diese Waffen, die nun einmal in Bereitschaft waren, wandte er darauf gegen **Africa**, eroberte 1458 **Alcazar Ceguer** nach einem kurz gedauerten Angriffe, und behielt auch diese Eroberung durch die Tapferkeit des **Meneses**, dem der Ort anvertrauet worden, und der alle Bemühungen des Königes von Fez fruchtlos machte. Dreyzehn Jahre nachher finden wir einen neuen Zug nach **Africa**, **Arzila** mit dem Degen in der Faust erobert und **Tangier**, das von seinen Einwohnern aus Schröcken über ein erwartetes ähnliches Schicksal verlassen worden, von den **Portugiesen** in Besitz genommen. Hier endigt sich auch das Glänzende dieser Regierung. Sie wird zwar in ihrem lezten Zeitpunkte noch unruhiger und erheblicher, aber auch unglücklicher und der Ehrgeiz des Königes,

niges, der ihm den Besitz von Castilien vorschmeichelte, litte die Demuthigung, die den Portugiesen für solche Absichten immer scheint bestimmt zu seyn. Ausserdem hatte er das Unglück, mit solchen Genies zugleich auf dem Schauplatz der Welt zu erscheinen, die dem seinigen sehr weit überlegen waren, ein Umstand, wodurch mancher Karakter in Schatten gesezt wird, der sonst ganz ungemein sich würde ausgenommen haben.

Man muß freylich gestehen, daß damals die Umstände in Castilien einem ehrgeizigen Nachbar, der sich einige Rechte außerdem aus dem Reiche anschaffen könnte, die größeste Befriedigung seiner Absichten versprachen.

Heinrich der Vierte in Castilien, einer der unglücklichsten, schwächesten und verachtesten Könige, hatte endlich das Leben 1474 verlassen. Auf seinem Todbette erklärte er zwar seine Tochter, die man öffentlich einem andern vom Könige selbst bewilligten Vater und Erben beylegte,

für

für seine Tochter und Erbin; allein nicht einmal die Worte eines Sterbenden erhielten diesmal den Glauben, den man ihnen sonst nicht zu versagen pflegt. Die Prinzeßin Johanna, mit ihrem Namen als ausgegebene Tochter des Königes, oder Bertrandilla als geglaubte Tochter des Bertrand von Cueva, wurde von dem größesten Theil der Nation verworfen und Heinrichs Schwester, Isabella, hatte sich mit ihrem Gemahl, Ferdinanden von Arragonien, zum erledigten Throne bekannt und erkennen lassen. Weil der Zustand der Partheyen bey der innern Zerrüttung eines Reichs fast niemals beständig ist: so ließ sich, ohnerachtet des Uebergewichtes, das Isabella hatte, doch noch ziemlich viel Staat auf die Ansprüche der Johanna machen. Der Marquis von Villena hatte sich öffentlich für sie erklärt und hatte auch ihre Person unter seiner Verwahrung; der mißvergnügte Erzbischoff von Toledo schlug sich zu ihm, und man durfte hoffen, daß eine auswärtige Macht, die sich durch eine Verbindung mit dieser Prinzeßin Gerechtsame

same auf Castilien erwerben, ihr selbst aber durch diese Wahl den Ruf einer rechtmäßigen Geburt bestätigen würde, daß eine solche Macht den Ausschlag bald auf diese Seite ziehen würde. Der Marquis von Villena wandte sich an den König von Portugall, der jezt zum guten Glücke Wittwer war, und blendete ihn leicht durch den Glanz der zuwachsenden Macht und durch die Wahrscheinlichkeit der Unternehmung. Der Erbprinz von Portugall, dem diese Hoffnungen in der Zukunft noch schöner als seinem Vater blüheten, gab leicht seinen Beyfall und die Leidenschaften machten auch diesmal die weisere Vorsicht der Räthe lächerlich. Diese fanden nicht nur einen weit stärkern Widerstand gegen diese Unternehmung, als man sich vorstellete, sondern auch die Hülfe, worauf man sich verlies, unsicher. Denn was für Zutrauen könnte man wol auf Leute setzen vom Gelichter des Villena? die nach ihren besondern Vortheilen den wichtigsten Umstand bey dieser Sache, nemlich die ächte Geburt der Johanna, jezt als wahr behaupteten, und vorher

eben so heftig bestritten hätten? Wäre es nicht so gut ausgemacht, daß sie den mächtigen Beystand von **Portugall** nur als ein Mittel zu ihren Absichten zu brauchen dächten. Diese leztere aber wären nie sicher zu errathen. Wenn sie auch keine andre sonst verborgen hielten; so würde doch bald der Stolz eines **Castilianers** aufwachen, der sich nothwendig gegen eine Portugiesische Regierung empören müßte, und kaum könnte man es tadeln, da eben dieser edle Stolz **Portugall** seine eigenen Könige gegeben habe. Und würde wol dieser Stolz nur in einigen Herzen aufwachen? Unstreitig würde man ihn gleich Anfangs bey allen übrigen antreffen, das stärkste Hinderniß gegen die Aufnahme der Parthey des Königes, wenn man auch auf die Treue der Castilianer, die der **Isabella** schon in einer großen Anzahl ergeben wären, nicht sehen wollte. Und hätte sie endlich nicht **Arragoniens** oder **Navarrens** Hülfe für sich in Bereitschaft, ja noch dazu in der Nähe, unterdessen daß **Portugall** seine Zubuße weiter her müßte kommen lassen.

Alle diese Gründe riethen zur Mäßigung: allein der König wollte erobern, und rückte 1475 mit einer Armee in Alt-Castilien ein. Zu Placenzia führte ihm der Marquis von **Villena** seine Braut zu. Die feyerliche Verlobung und Ausrufung geschahe sogleich, und die Trauung hieng blos von der päbstlichen Erlaubniß ab, die man noch nicht erhalten hatte. Verschiedene Städte fielen dem König theils durch Gewalt, theils freywillig zu, und Isabellens Sachen schienen würklich eines Treffens zur Entscheidung zu bedürfen. Dieses erfolgte bey Gelegenheit des versuchten Entsatzes von **Zamora**, dem **Ferdinand** von **Arragonien** sehr hart zusezte, im folgenden Jahre. Der König von **Portugall** war durch Truppen unter Anführung seines Erbprinzen ansehnlich verstärket worden, und eben dieser Prinz hatte auch im Treffen gegen den linken Castilianischen Flügel alles Glück; hingegen wurde sein Vater im Mittelpunkte geschlagen. Vater und Sohn scheinen, ohne alle Mittheilung der Nachrichten, von einander getrennt gewesen zu seyn, denn der er-

 stere

stere im Wahn, daß alles verloren sey, rettete sich nach Castro Nunno, unterdessen daß der erstere die ganze Nacht hindurch auf dem Wahlplatze stehen blieb, und den folgenden Tag, ohne Beschwerde, nach Toro abmarschirte. Die Folgen allein bewiesen, wo die Ueberlegenheit hingefallen sey, oder wer sich dieselbe durch Lebhaftigkeit im Handeln nach diesem Vorfalle zu verschaffen gewußt habe. Die Castilianer wagten nun Einfälle in Portugall. Der Erbprinz mußte dahin abgeordnet werden, und der Krieg war nun an Statt der Eroberung zur Selbstvertheidigung ausgeschlagen. Alphons begriff, daß er ohne auswärtige Bundesgenossen seinem Zwecke nicht näher kommen würde, und beschloß um den Mächtigsten darunter sich auf eine Art zu bewerben, die auf ein edles Gemüth vielleicht würde gewürkt haben, aber auf die kalte Berechnung des Egenvortheils keinen Einfluß haben konnte.

Ludwig der XI. sollte zur Portugiesischen Parthey gewonnen werden, und zwar dadurch,

daß Alphons selbst nach Frankreich gienge, und durch persönliche Unterredungen das Geschäfte betrieb. Allerdings hatte sich der erstere sehr günstig für Portugall gegen einen gewissen Alvas von Atayde herausgelassen: und er war ihm allerdings deswegen geneigt, weil es sein Vortheil war, alles um sich herum in Verwirrung zu sehen, damit er in seinen Entwürfen ungehindert fortgehen könnte. Er selbst hatte zwar zum Vortheil der Johanna einen Einfall in Biscaga gewagt, doch ohne großen Nachdruck, weil ihm der Herzog von Burgund zu viel zu schaffen machte.

Alphons also, der nach Anordnung seiner Reichsangelegenheiten mit einer Flotte nach Frankreich gegangen war, und zu Tours Ludwig den XI. gesprochen hatte, konnte anders nicht Hülfe versprochen kriegen, als auf die Bedingung, daß er Carln von Burgund vorher zum Frieden mit Lothringen brächte. Ludwig wagte nichts dabey, weil er im voraus wußte, daß Alphons

nichts erlangen konnte. Dagegen forderte er eine Bedingung, die Alphonsen auf immer seiner Willkühr überlies und unversöhnlich mit Castilien machte. Die Bedingung war, daß er zur Vollziehung seiner Heyrath mit der Johanna die Erlaubniß des Pabstes aufs schleunigste auswürkte. So hatte dieser Mann den ächten Stempel der Falschheit an sich, daß er sich nemlich nie zu weit einlies, hingegen den andern allemal so weit hineinzog, um ihn, je nach Befinden, entweder sicher brauchen zu können, oder sitzen zu lassen.

Alphons war seinem Vorhaben so sehr ergeben, daß er lauter Möglichkeiten vor sich sah. Er übernahm es selbst, zu Carln von Burgund, der jezt vor Nancy im Belagern stand, zu gehen, und ihn bey dieser Lage der Umstände zum Frieden zu bewegen. Dies hieß den jungen Löwen schmeicheln, damit er seine Beute aus dem Rachen möchte fallen lassen, und das ganze Unterfangen Alphonsens ist eine besondre Art irrender Ritterschaft, die bey ihm auf Unterhandlungen

gen ausgeschlagen. Er erhielt endlich von seiner Gesandschaft einen ganz andern Vortheil, als den, welchen er erwartet hatte, ohngefähr so wie der Schmelztiegel des Chymisten oft etwas anders liefert, als man erwartet hat. Carl von Burgund beschrieb ihm Ludwigs Karakter und die bald darauf eingezogene Nachricht, daß Ludwig würklich mit Castilien über den Frieden handelte, ohne Portugall darein zu schließen, bestätigte die Reden Carls als wahr und nicht als gehäßig. Dieser hatte nun auch sein Ende gefunden und Ludwigs gesezte Bedingung war jezt durch den Tod erfüllt. Allein an Statt gegen Castilien Truppen zu geben, brauchte er sie jezt alle in Burgund, und Alphons sah seine Hoffnungen zernichtet, seine Bemühungen bis zum Wohl vereitelt, und sich selbst mit einer Schmach belegt, die er vor dem Angesicht seiner Unterthanen nicht ertragen zu können glaubte.

Nun gerieth er auf Entschlüsse, die noch weit seltsamer waren, als die vorigen. Er befahl sei-

nem Sohn in einem Schreiben sich zum Könige
1477 ausrufen zu lassen, und sezte sich selbst also in den bloßen Privatstand herunter, gleichsam zur Strafe für seine Versehen. Nach dieser Ausfertigung verlies er heimlich, nur von seinem Kaplan und vier Bedienten begleitet, den Hofstaat, den er bey sich in Frankreich hatte, um nach Jerusalem und den übrigen heiligen Oertern vorerst zum Besuche zu gehen. **Ludwig** wurde noch zeitig von dieser Entwischung benachrichtiget, und die Befehle konnten schleunig genug seyn, um den Wallfarther noch in der Normandie anzuhalten. Verschiedene vornehme Portugiesen, die sich zu ihm verfügten, erhielten endlich durch ihre Vorstellungen und vermuthlich desto eher, weil der Schwindel durch die erlittene Verzögerung meist vorüber war, von ihrem abgestandenen König, daß er seine Reisen einstellen, zu seinen Un-
1477 terthanen zurückkehren, und sich dort der Regierung wieder annehmen wollte. Von Ludwigen von Frankreich wurden Schiffe zur Rückfarth verlangt, und dieser bewilligte sie, vermuthlich

ganz

ganz gerne, um nur, ohne sich zu beschimpfen, eines so wunderlichen Gastes, und der es so hoch aufnahm, sich getäuschet zu sehen, los zu werden.

Unterdessen hatte der Erbprinz die Befehle seines Vaters in Portugall bekannt gemacht, und ausgeführt. Er war König und von jedem dafür angesehen. Eben gieng er mit dem Herzog 1479
von Braganza und dem Erzbischoff von Lissabon am Tago spazieren, als die Nachricht einlief, daß sein Vater in Portugall wieder gelandet sey. Wie soll ich ihn empfangen, sagte er zu seinem Gefährten? Als Vater und König, antwortete der Erzbischoff; ohne weiter etwas zu versetzen, nahm er einen Kieselstein auf und warf ihn aus vollen Kräften in den Fluß.

Nach dieser ersten Aufwallung entschloß er sich, den Königstitel sogleich niederzulegen, was ihm auch der Vater dagegen sagte, der sich nur Algarbien, um von dort aus gegen die Mauren zu kriegen, vorbehalten wollte. Alphons fängt also nun an, aufs neue wieder zu regieren.

Seine Streitigkeiten mit Castilien erwarteten ihn dort auf seinem Throne wieder. Seine Feinde hatten unterdessen ziemlich guten Fortgang gehabt, und Ferdinand von Castilien saß nun so feste, daß man zufrieden seyn mußte, nur nichts an ihm zu verlieren. Der Friede kam
1479 endlich durch die Bemühungen der Donna Beatrix zu Stande, die Base, Schwägerin und Schwiegermutter Alphonsens war. Er mußte auf die Prinzeßin Johanna und das Castilianische Wapen verzeyhen und in Estramadura alles abgenommene an Castilien herausgeben. Dagegen erhielten die Castilianischen Herren das Versprechen des Uneingedenkens: und eine Heyrath zwischen dem Enkel Alphonsens und der Castilianischen Infantin Isabella wurde verabredet, auch beyde Kinder der Donna Beatrix zur Erziehung ausgeliefert. Die Schiffahrt nach Guinea wurde den Portugiesen, und die nach den Canarischen Inseln den Spaniern ausgemacht: so daß nun auch diese Schiffahrts-Artickel, die seitdem so erheblich geworden, vorzukommen angefan-

gefangen. Das übrige Schicksal der Johanna, nachdem wir den König auf sie verzeyhen gesehen, könnte uns in dieser Geschichte gleichgültig seyn; allein man ist doch immer sogar auch bey Trauerspielen zu erfahren begierig, was mit den bekannten Personen auch noch nachher vorgegangen.

Ihr Loos dann war das Kloster. Man hatte ihr im Friedensschlusse die Wahl gelassen, entweder den Schleyer zu ergreifen, oder sich als versprochene Braut des Prinzen von Castilien, der aber damals erst ein Jahr alt war, zu betrachten, wobey dieser doch die Freyheit behielt, mit der Zeit seine Braut, die immer achtzehn Jahr älter als er war, mit einer Summe Geldes abzufinden. Johanna sah dies leztere, was man hier nur als eine Ausnahme sezte, vermuthlich ganz richtig, für gewiß an, und ergriff also das erstere, um auf einmal alle betrügerische Hoffnungen der Welt vor dem Kreuze ihres himmlischen Bräutigams einzuscharren, zufrieden, daß

man

man sie doch vor den Augen der Welt hatte für würdig erklären müssen, die Gemahlin des Sohnes ihrer Kronenfeinde zu werden. Sie wird noch einmal in dem Verkaufe der weltlichen Händel zum Vorschein kommen, und man kann sie mit Recht unter die Personen setzen, mit denen das Glück gleichsam auf eine boshafte Art gaukelt. Alphons überlebte den Frieden nicht mehr lange; eben die tödtliche Seuche, die seinen Großvater und Vater getödtet hatte, raubte auch ihm das Leben zu Cintra den 28sten August 1481. Wenn man seinen Karakter den Unternehmungen nach beurtheilen soll, ohne einmal den Ausgang darzu zu nehmen, was fast immer unbillig ist: so scheint der Hauptzug darinn das romanenhafte und unüberlegte zu seyn. Vornemlich hat ihm der Wahn das Leben verbittert, der nur fast immer bey hastigen Köpfen und dabey gutherzigen Gemüthern zu herrschen pflegt; daß nemlich alle andre Leute mit eben der Hitze, wie wir selbst für unsern Vortheil arbeiten müßten und arbeiten würden. Dadurch ward er verhindert, genau

die Vortheile abzuwägen, die andere bey den Unternehmungen, wozu er sie bereden wollte, für sich finden würden, und also die Menschen in der Masse nach dem Grundsatze, der ihm so wenig Ehre macht, aber besonders bey großen Geschäften so richtig ist, zu beurtheilen. Wenn man ihm auch seinen Anschlag auf das Gemüth Ludwigs XI. das doch unter allen am wenigsten faßlich war, verzeyhen wollte, weil demselben allenfalls durch die Lage der Länder Vortheile zuwachsen sollten: so ist hingegen ausschweifend lächerlich, der Versuch auf Carln von Burgund, der deßwegen Friede machen sollte, damit Alphons die Französischen Völker für sich brauchen konnte. Es war ein Glück für ihn, daß sich die Zeiten von dem rauhen anfiengen abzuschälen. Sonst würde er vielleicht nicht eine gleich große Bereitwilligkeit an seinem Sohne angetroffen haben. Kurz auch Alphons scheint unter die Personen zu gehören, die im 2ten oder 3ten Rang alle Unterthanen die treuesten und besten Diener würden abgegeben haben, aber nicht Talente genug

nug besaßen, um den ersten Rang, in dem man befiehlet, mit Anstand zu behaupten. Dazu
1481 kommt noch, daß ihn sowol seine Zeitgenossen, die meist alle am Geiste größer waren, und sein Sohn und Nachfolger, Johannes II. der ihn an Fähigkeiten weit übertraf, noch weit mehr verdunkelten, als ihm sonst würde geschehen seyn.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Abbt, Thomas,

Thomas Abbts, weyl. Gräfl. Schaumburg-Lippischen Hof- und Regierungsraths vermischte Werke

Bd.: Zweyter Theil

Frankfurt [u.a.] 1783

Bibl.Mont. 672-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10713297-4
VD18 80345018-001